

Solidarisch verpflichtet

**Eine Untersuchung über das Sozialzeit-Engagement
der Stiftung Pro Senectute Kanton St. Gallen**

Studie von Markus Kocher

Projektbegleitung: Prof. Dr. Ueli Maeder

Institut für Soziologie, Universität Basel

Petersgraben 27, 4051 Basel

m.kocher@unibas.ch

ueli.maeder@unibas.ch

Im Auftrag der Stiftung Pro Senectute Kanton St. Gallen

November 2012

Inhaltsverzeichnis

5	1. Einleitung	38	5.2.2 «Ich nehme es gerne»
6	1.1 Methodisches Vorgehen	39	5.2.3 «Ein wunder Punkt»
		41	5.2.4 «Ich mache es auch freiwillig»
7	2. Das Sozialzeit-Engagement	42	5.3 Beziehung
7	2.1 Haushilfe im Sozialzeit-Engagement	42	5.3.1 Die Kontaktaufnahme
8	2.2 Zur Bedeutung der Haushilfe bei der Pro Senectute	43	5.3.2 «Wir haben wirklich ein herzliches Verhältnis»
10	2.3 Überlegungen zur Sozialzeit	45	5.3.3 «Die hat mir Sachen erzählt, die nicht viele wissen»
10	2.4 Bezahltes Sozialzeit-Engagement bei Pro Senectute	46	5.3.4 «Das ist für mich eine Art Schwester»
11	2.4.1 Wer bezahlt wie viel?	47	5.3.5 «Man muss einfach sich auch abgrenzen können»
12	2.5 Die Idee des Sozialzeit-Engagements	48	5.4 Teilnehmende Beobachtung
12	2.6 Gestaltung des Sozialzeit-Engagements	49	5.4.1 «Man muss manchmal auch einiges verkraften können»
		50	5.4.2 Keine Probleme im Umgang mit intimen Situationen
14	3. Aktuelle Entwicklungen in der Freiwilligenarbeit		
15	3.1 Rationalisierung	52	6. Stimmen zum Sozialzeit-Engagement
15	3.2 Professionalisierung	52	6.1 Unvereinbar mit dem Freiwilligengedanke
16	3.2.1 Professionalisierung am Beispiel einer Pro Senectute-Organisation	52	6.2 Laie vs. Profi
17	3.2.2 Strategien und Folgen von Professionalisierung	53	6.3 Feministische Ansichten zur Care-Ökonomie
18	3.3 Monetarisierung	54	6.4 Antwort auf die Taylorisierung im sozialen Bereich
19	3.3.1 Begriffliche Annäherung	54	6.5 Tieferer Kosten bei gleicher Qualität
23	3.3.2 Alternative Anerkennungskultur		
23	4. Die Motivationsfrage	55	7. Andere Entwicklungen in der Haushilfe
24	4.1 Die Motive Freiwilliger		
24	4.1.1 Altruistische und egoistische Motivation	57	8. Fazit
26	4.1.2 Intrinsische und extrinsische Motivation	57	8.1 Gegen den Strom
		58	8.2 Einordnungsschwierigkeiten
		60	8.3 Amateurin oder Profi?
		62	8.4 Was darf es denn sein?
28	5. Die Dimensionen des Sozialzeit-Engagements	64	9. Schlussbetrachtung
28	5.1 Motive und Motivation		
29	5.1.1 Eher eigenbezogen	68	Literaturverzeichnis
34	5.1.2 Eher fremdbezogen		
36	5.2 Bezahlung		
36	5.2.1 Bezahlte Freiwilligenarbeit – eine Verwirrung		

Projektstudie

Pro Senectute St.Gallen

1. Einleitung

Seit Jahren reden Politikerinnen und Politiker von einem drohenden Pflegenotstand. Um sich dieses Szenario vorzustellen, braucht es weder viel Fantasie noch grosse Rechenkünste. Das Ausdehnen der Lebenserwartung führt logischerweise zu einer Zunahme hochaltriger Menschen. Simulationen dokumentieren, dass sich die Zahl der 80-jährigen und älteren Menschen in der Schweiz bis ins Jahr 2050 auf über 600'000 mehr als verdoppeln könnte. Damit wäre schätzungsweise jeder achte Mensch der Schweiz 80 Jahre oder älter (Höpflinger 2011). Heute ist es noch jeder zwanzigste.

Dieses Szenario führt zu zahlreichen Fragen. Eine davon, und nicht die unwichtigste, ist jene nach der medizinischen und pflegerischen Betreuung. Wie bewerkstelligt es eine Gesellschaft, mehr Ressourcen für diese Aufgaben aufzubringen? Und das Thema lässt sich nicht auf die lange Bank schieben. Schon heute, warnt die Leiterin des Departements Gesundheit und Integration SRK, Christine Kopp, würden pro Jahr 5000 Pflegefachkräfte zu wenig ausgebildet. Kopp: «Es wirft Fragen zur Gesundheitsversorgung in der Schweiz auf, die sich für einmal nicht primär um die Kosten, sondern um die Qualität der Versorgung drehen [1].»

Welches ist die Antwort auf diese Situation? Auf der einen Seite findet eine (kostensparende) Rationierung des Pflegepersonals statt, auf der anderen Seite kommt es zu Rationalisierung und Professionalisierung bei der Arbeit. Einsätze folgen einem Kosten-Nutzen-Diktat, was zu einem strikteren Zeitregime und nachlassender Betreuung führt – auf zwischenmenschlicher Ebene. Mit anderen Worten: Immer weniger Leute sollen in immer kürzerer Zeit immer mehr leisten.

Vor diesem Hintergrund gilt es, diese Studie zu lesen. Das Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute St.Gallen ist eine Art Gegenentwurf zu diesem Trend – insbesondere im Bereich Haushilfe. In ihrem Kanton ist Pro Senectute St.Gallen darin die führende Anbieterin. Das hat einmal historische Gründe, denn die Organisation ist mit diesem Konzept schon seit mehr als 50 Jahren erfolgreich. Dann hat sie den Vorteil, auf ein ausgedehntes Netz an sogenannten Amateurrinnen zurückgreifen zu können. Im Gegensatz zum Profi-System, das von den meisten Spitex-Organisationen angeboten wird, fährt Pro Senectute damit kostengünstiger und flexibler, was sie nicht nur für den Leistungsvertrags-Partner (heute sind das die Gemeinden), sondern auch für die Kundinnen und Kunden interessant macht.

Nicht zufällig entstand diese Studie im «Jahr der Freiwilligenarbeit» 2011. Zwar ist das Sozialzeit-Engagement keine Freiwilligenarbeit im herkömmlichen Sinn. Es stellt auf die Vorzüge der Sozialzeit ab, die als eine Art Mittelweg zwischen Freizeit und Arbeitszeit dem Austausch zwischen den Menschen zukommt. Dennoch möchte Pro Senectute einen zentralen Aspekt der Freiwilligenarbeit für ihr Modell in Anspruch nehmen: den der Freiwilligkeit. Dies bringt uns unvermittelt in Schwierigkeiten theoretischer und praktischer Art. Denn Freiwilligenarbeit gibt es laut Benevol nur ohne substanzielle Bezahlung. Die Personen, die bei Pro Senec-

[1] Schweizerisches Rotes Kreuz, Medienmitteilung, Bern, 15. September 2011

tute als Haushelferinnen tätig sind, erhalten jedoch einen regulären, zu versteuernden Lohn. Wie geht das zusammen?

Es geht nur so, indem man für das Sozialzeit-Engagement den Aspekt der Freiwilligkeit reklamiert und gleichzeitig die Bedeutung der Bezahlung als Motivation für die Arbeit abwertet. Das heisst: Wer sozialzeitengagiert ist, tut dies aus freien Stücken, ungeachtet der Tatsache, dass er oder sie dafür bezahlt wird. Im Sinne einer Arbeit ohne Erwerbsabsicht. Diesen Weg versucht Pro Senectute St.Gallen zu gehen. Trotz des offensichtlichen Erfolgs ihres Modells stösst sie auch auf Widerstände verschiedener Art. Kritik erntet sie zum einen von Seiten konkurrierender (Partner-)Organisationen, die im Profi-System arbeiten und das günstigere Laien-Angebot von Pro Senectute als Gefahr sehen. Kritik gibt es auch an der spezifischen Form von monetarisierter Freiwilligenarbeit, was dem Gedanken der unbezahlten Freiwilligenarbeit widerspreche.

Die vorliegende Studie ist keine Verteidigungsschrift. Sie entstand aus dem Wunsch von Pro Senectute heraus, ihr Modell sozialwissenschaftlich untersuchen zu lassen, um herauszufinden, wie die Mitarbeitenden ihr Engagement beurteilen, welche Motivationen sie leiten, welche Rolle dabei die Bezahlung spielt, wie sie die Arbeit an ihren Kundinnen und Kunden wahrnehmen. Die Studie dient also dem Versuch, das Sozialzeit-Engagement im Bereich Haushilfe nicht in der Breite (über statistische Merkmale), sondern in der Tiefe zu verstehen – an jenem Ort, an dem Arbeit auch tatsächlich geleistet und über sie reflektiert wird. Diese Dimensionen versucht die Arbeit sichtbar zu machen.

Die theoretische Einordnung des Sozialengagements ist ein weiterer wichtiger Punkt. In welchem Verhältnis steht das Sozialzeitengagement zur Freiwilligenarbeit? Bestehen Gemeinsamkeiten oder Unvereinbarkeiten? Auf dem Weg zu möglichen Antworten ist es zunächst nötig, den gegenwärtigen Stand des Freiwilligendiskurses zu erörtern. Dabei interessiert, wie bedeutend die Themen Rationalisierung, Professionalisierung und Monetarisierung sind. Die Freiwilligenarbeit sieht sich jedenfalls vor neue Herausforderungen gestellt, die vermutlich Änderungen erfordern, um mit den aktuellen Anforderungen Schritt halten zu können.

Im Wesentlichen geht es bei der vorliegenden Arbeit darum, die Möglichkeiten und Grenzen des Sozialzeit-Konzepts von Pro Senectute zu analysieren und zu diskutieren. Vielleicht stellt gerade eine hybride Form wie das Sozialzeit-Engagement ein Mittel gegen das oft beklagte Nachlassen der Freiwilligenarbeit dar.

1.1 Methodisches Vorgehen

Für diese Studie wurde primär ein qualitativer Zugang gewählt. Im Vordergrund stehen Interviews mit unterschiedlichen Fachpersonen sowie Teilnehmende Beobachtungen. 14 qualitative Interviews wurden mit Sozialzeitengagierten geführt. 12 von ihnen, alles Frauen, sind im Haushilfe-Bereich tätig, zwei weitere Personen, eine Frau und ein Mann, geben Wander- bzw. Bildungskurse. Die teilnehmenden Beobachtungen konzentrierten sich auf zwei Haushelferinnen im Einsatz. Für alle Fragen zur Organisation und der Beschaffenheit des Angebots von Pro Senectute standen Thomas Diener, der Vorsitzende der Geschäftsleitung von Pro Senectute Kanton St.Gallen, sowie Stiftungsratspräsidentin Beata Studer-Lenzlinger zur Verfügung. Weitere Fachleute wurden zu einer externen Einschätzung des Sozialzeit-Engagements befragt.

Die 14 Interviews als Kernstück der Arbeit entstanden im April 2011 vor Ort: in St.Gallen, in Rorschach und Goldach. Für die Durchführung und Transkription der Gespräche waren zusätzlich sechs Studierende der Soziologie der Universität mitverantwortlich. Die Gesprächsführenden hielten sich an einen Leitfaden, der die Dimensionen Arbeit, Bezahlung, Beziehung und Motivation einbezog und es ihnen erlaubte, die Gestaltung des Interviews an den effektiven Gesprächsverlauf anzupassen. Es handelt sich dabei um teilstandardisierte Leitfadeninterviews, die weniger strukturiert sind und daher den (subjektiven) Zugang der interviewten Person zum Interessengebiet gewährleisten (s. z.B. Helfferich 2009). Eine mehrfache Textanalyse führte zu einem Kategoriensystem, das die vier Dimensionen in mehrere Ausprägungen unterteilt. Das ausdifferenzierte Kategoriensystem ermöglicht es, grosse Datenmengen so zusammenzufassen, dass die Schwerpunkte und die Feinheiten in der Bedeutung sichtbar und einer vertiefenden Interpretation zugänglich werden. Methodisch wurde dabei an die induktiv-deduktive Vorgehensweise der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring an (Mayring 2003) angelehnt.

2. Das Sozialzeit-Engagement

2.1 Haushilfe im Sozialzeit-Engagement

Im Kanton St.Gallen ist Pro Senectute die grösste Anbieterin von Dienstleistungen im Haushilfe-Bereich. Im Jahr 2010 haben sich genau 2911 Personen (bzw. Haushalte) für Hilfe und Betreuung zu Hause (inklusive einfacher Pflegeleistungen) an Pro Senectute gewendet. Auf Kantonsgebiet bezogen in diesem Zeitraum, verteilt auf 60 Organisationen, insgesamt 7884 Menschen hauswirtschaftliche und sozialbetreuerische Hilfe [2]. Pro Senectute ist damit mit knapp 40 Prozent der Betreuten und 57 Prozent der geleisteten Einsatzstunden der massgebliche Player auf diesem Markt.

Dennoch, oder gerade deshalb, fällt sie mit ihrem Angebot aus dem Rahmen. Was Pro Senectute – abgesehen von der Vielfalt ihrer Dienstleistungsbereiche – von den Spitex-Organisationen unterscheidet, nennt sich Sozialzeit-Engagement. Es ist kein dem Zeitgeist und der steigenden Nachfrage sich anbietendes neuartiges Konzept. Im Gegenteil: Es ist eher als traditionell denn als revolutionär zu werten. Zwar ist die zunehmend eingeforderte Rationalisierung und Professionalisierung im Sozial- und Gesundheitswesen auch an Pro Senectute St.Gallen nicht spurlos vorübergegangen. Ihr Sozialzeitmodell versucht jedoch, diesen Druck von den Engagierten zu nehmen und die Kundschaft davon möglichst unbelastet zu lassen. Dafür steht auch das Vorhaben «Menschlichkeit versus Rationalisierungstendenzen [3]», womit der Anspruch verdeutlicht ist, mit sogenannten Amateurinnen und Amateuren für mehr Qualität in der Haushilfe zu sorgen. Die Bezeichnung Amateurin oder Laie bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die niedrigen Pensen, mit denen die sozialzeitlich Engagierten ausgestattet sind [4]. Dies ermöglicht es ihnen auch, eine Nähe zu Kundin und Kunde aufrecht zu erhalten, die im Profi-System der Spitex so nicht gewährleistet und auch nicht beabsichtigt ist.

[2] Zahlen entnommen aus Spitex Statistik 2010, abrufbar unter www.spitex.sg

[3] Aus den Grundlagen zum Sozialzeitengagement, S.12

[4] Die Begriffe Laie oder Amateurin dürfen aber nicht zur Annahme verleiten, die sozialzeitlich Engagierten seien unqualifiziert. Sie verfügen über das für die erforderliche Arbeit benötigte Erfahrungswissen, häufig auch in Kombination mit einer entsprechenden beruflichen Ausbildung. Für eine Tätigkeit als Haushelferin (aber auch als Sozialmitarbeitende in anderen Leistungsbereichen von Pro Senectute) ist das Absolvieren von vorbereitenden Kursen zwingend. Zudem ist die Möglichkeit von Weiterbildungskursen gegeben. Damit verfügen die Haushelferinnen bei Pro Senectute über eine recht umfassende Ausbildung.

Damit Pro Senectute den Anspruch einer 1:1-Betreuung einlösen kann, ist sie auf einen umfangreichen Mitarbeitenden-Pool angewiesen. Aktuell sind es rund 1000 Haushelferinnen, die sich nach Möglichkeit um immer die gleiche Kundin oder den gleichen Kunden kümmern. Gemessen an deren Anzahl liegt das Verhältnis aktuell etwa bei 1:3, so dass auf jede Haushelferin im Schnitt drei Kunden oder Kundinnen kommen.

In einer Haushilfe, die aus der Hand von Festangestellten bezogen wird, wie das bei den Spitex-Vereinen der Fall ist, ist dieses Verhältnis weniger ausgeglichen. Die Haushelferinnen sind dort mit fixen Pensen ausgestattet. Der Einsatzplan richtet sich mehr nach dem gesamten Bedarf und weniger nach der zu betreuenden Person. Häufiger personeller Wechsel ist die meist unliebsame Folge für die Kundschaft [5]. Auf der anderen Seite haben die Angestellten dadurch Sicherheiten bezüglich Einsätze und Einkommen. Dies ist bei Pro Senectute anders geregelt; in der Regel gibt sie ihren Sozialzeitengagierten keine Einsatz-Garantie. Das monatliche Einkommen aus ihrer Tätigkeit ist so niedrig, dass es zu keinen unerwünschten Abhängigkeiten kommt, bei denen das Geld höher gewichtet sein könnte als der Einsatz. Gleichzeitig sorgt das Honorar aber auch dafür, dass die Kundinnen und Kunden als Auftraggebende ermächtigt sind und sich somit keiner Dankbarkeit verpflichtet fühlen müssen, der sie zum Beispiel mit Geschenken Ausdruck zu verleihen brauchen. Mit anderen Worten: Das Sozialzeit-Engagement beinhaltet Elemente sowohl von Erwerbs- als auch von Freiwilligenarbeit, ohne sich der einen oder der anderen Kategorie klar zuteilen zu lassen.

2.2 Zur Bedeutung der Haushilfe bei Pro Senectute

Die Haushilfe bei Pro Senectute hat eine längere Geschichte. Früher blieb es der Familie vorbehalten, sich um die ältere Generation zu kümmern. In den 1950er Jahren wurde jedoch der Bedarf nach einer Hilfe von aussen immer offensichtlicher. Die durch zunehmende Mobilität geförderte Auflösung familialer Generationenbeziehungen im gleichen Haushalt führte dazu, dass mehr und mehr alte Menschen einen erhöhten Betreuungsbedarf auswiesen. Alters- und Pflegeheime im heutigen Sinn existierten früher kaum. In diese Lücke sprang Pro Senectute. 1958 erhielt sie zum Beispiel vom Gemeinderat der Stadt St.Gallen den Auftrag, ein Haushilfeangebot auf die Beine zu stellen, nachdem alle bestehenden Hauspflege- und Krankenpflegeorganisationen aus Kapazitätsgründen abgesagt hatten. Zwanzig Jahre lang war Pro Senectute im ganzen Kanton Alleinanbieterin von Haushilfe für Menschen im Alter [6]. Erst Ende der 1970er Jahre begannen sich auch Spitex-Organisationen dafür zu interessieren und diese Leistungen in ihr Angebot zu integrieren. Nach und nach verschwand die

[5] In ihrem Bericht über «Pflegerische Angehörige von älteren Menschen in der Schweiz» konstatieren Perrig-Chiello, Höpfinger und Schnegg (2010:107) zwar eine allgemein hohe Kundenzufriedenheit von Familienmitgliedern mit der Spitex. Dennoch werden sowohl seitens der pflegenden Angehörigen als auch von der Spitex folgende Punkte als kritisch erachtet: der häufige Wechsel der ambulanten Pflegeperson, Kommunikationsprobleme, fehlende Zeit und falsche Erwartungen. Zum Verhältnis von pflegerischer und hauswirtschaftlicher Leistung hält der Bericht fest, «dass auch wenn die Spitex klar als Anbieterin pflegerischer Leistungen in Anspruch genommen wird, es doch auch eine Nachfrage nach hauswirtschaftlichen Leistungen gibt. Diese wird (von den pflegenden Angehörigen, Anm. M.K.) in sehr vielen Fällen aber als nicht finanzierbar bewertet; vereinzelt wurde zudem kritisiert, dass wegen des eingeschränkten hauswirtschaftlichen Leistungsangebots zusätzlich andere Personen für hauswirtschaftliche Unterstützung angefragt werden müssen.» (ebd.:88)

[6] Familienhilfe und Hauspflege hat es schon früher gegeben, häufig wurden diese Dienstleistungen über die Landfrauenvereinigungen angeboten. Diese haben sich aber weitestgehend um die Hilfe in Familien für Personen unterhalb der AHV-Altergrenze gekümmert.

Angebotsentwicklung der Pro Senectute St.Gallen im Bereich Haushilfe

Jahr	Haushalte	Arbeitsstunden
1958	15	1 720
1968	143	13 909
1978	809	59 618
1988	2209	171 592
1998	2800	244 000
2010	2911	224 483

Haushilfe in den meisten Kantonen aus dem Leistungskatalog von Pro Senectute. Als eine der wenigen blieb Pro Senectute St.Gallen ihrem Auftrag treu. Diese lückenlose Geschichte ist ein wesentlicher Grund, weshalb Pro Senectute bis heute in diesem Bereich führend ist. Eine im Jahr 2010 durchgeführte Kundenbefragung über die Leistungen der Hilfe und Pflege bei sämtlichen Anbietern der Stadt St.Gallen zeigte für Pro Senectute mit 92,4 Prozent den höchsten Wert auf dem Zufriedenheits-Barometer.

Die Haushilfeentwicklung bei Pro Senectute Kanton St.Gallen zeigt in den letzten vier Jahrzehnten einen bedeutenden und bis fast zuletzt kontinuierlichen Anstieg. Dieser wurde erst ab den 1990er Jahren etwas gebremst, als die damaligen Krankenpflegevereine in Spitex-Vereine umgewandelt wurden, teilweise mit den Hauspflegevereinen und der Familienhilfe fusionierten und nun neben der eigentlichen medizinischen Pflege zunehmend auch Haushilfe anboten. Eine Änderung erfolgt nochmals 1996 mit der Einführung des neuen KVG. Damals wurden viele Leistungsarten, die bis dato durch Haushelferinnen wahrgenommen wurden (z.B. Hilfe bei der Körperpflege, Salben einreiben etc.) in den Grundkatalog für kassenpflichtige Leistungen aufgenommen. Das Erbringen solcher Leistungen wurde somit neu an die Erfüllung gewisser Auflagen geknüpft. Insgesamt lässt sich seit 1996 eine Verlagerung von Hilfe und Betreuung hin zur Pflege konstatieren. Dieser «Trend» hält weiter an. Für die Gemeinden als Leistungsvertrags-Partner gibt die Vereinigung St.Galler Gemeindepräsidentinnen und Gemeindepräsidenten folgende Richtlinien zur Hilfe und Pflege zu Hause vor. Für die Hilfe und Betreuung sind dies:

- stellvertretende Haushaltsführung oder Anleitung dazu, namentlich Raumpflege, Besorgen der Wäsche, Einkauf, Kochen, Pflege von Zimmerpflanzen und Haustieren;
- sozial-begleitende Unterstützung, namentlich aktivieren und motivieren, Gesellschaft leisten und unterhalten, besorgen von oder anleiten bei vertraulichen Geschäften wie Korrespondenz und Zahlungsverkehr, Sicherheit und Halt geben;
- Betreuung der Kinder bei gesundheitsbedingtem Ausfall des zuständigen Elternteils.

2.3 Überlegungen zur Sozialzeit

Bevor näher auf das Spezifische des Sozialzeit-Engagements eingegangen wird, ist zu klären, was es mit «Sozialzeit» auf sich hat. Mit der Sozialzeit ist eine nebst der Erwerbszeit und der Freizeit «dritte Zeitkategorie gemeint, die dazu dient, gesellschaftlich nützliche Arbeit organisiert zu erledigen» (Mäder 1999:99). Der Kerngedanke besteht darin, «das gegenseitige Helfen wieder zur Selbstverständlichkeit» zu machen (ebd.:95). Dazu muss es sich von der Erwerbsarbeit abgrenzen, was es insbesondere durch Bezugnahme auf ein alternatives Anreizsystem tut. Der Anreiz kann zum Beispiel in Form von Zeitgutschriften bestehen: Eine geleistete Stunde Arbeit wird auf einem Zeitkonto gutgeschrieben und kann bei Bedarf zu einem späteren Zeitpunkt wieder bezogen werden. In einen solchen Tauschkreis kann auch anderes eingeschleust werden: Talente, Naturalien, Nahrungsmittel. Wichtig sind der Non-Profit-Gedanke sowie die Voraussetzung, dass das Engagement freiwillig geschieht. Von diesen Prämissen und insbesondere Bezug nehmend auf das Sozialzeit-Modell nach Plasch Spescha (Spescha 1987) hat sich Pro Senectute St.Gallen bei der Ausgestaltung ihres Sozialzeit-Engagements leiten lassen. In ihren Grundlagen zum Sozialzeit-Engagement ist dieses Verhältnis folgendermassen definiert:

«Mitwirkende im Sozialzeit-Engagement unterscheiden sich von Mitarbeitenden in Erwerbsarbeit durch ihre Hauptmotivation mit einem Vorrang in der Sinngebung durch eine sozial geprägte Dienstleitung und in der reduzierten Bedeutung des Geldes von den anderen Mitarbeitenden in Teil- oder Vollerwerb: ausschlaggebend ist die soziale Motivation; Entschädigung, Honorar oder Lohn müssen nicht dem Lebenserwerb dienen, da für diesen aus anderen Quellen gesorgt ist [7].»

2.4 Bezahltes Sozialzeit-Engagement bei Pro Senectute

Finanzielle Anerkennung ist gleichwohl ein Bestandteil des Anreizsystems im Sozialzeit-Engagement. Damit befinden wir uns in einem Spannungsverhältnis mit dem Prinzip der Freiwilligenarbeit – auch wenn es sich als Illusion entpuppt, dass diese nur in idealer Form und gänzlich unentgeltlich geleistet wird. In der Praxis wird Freiwilligenarbeit häufig direkt oder indirekt monetär entschädigt, auch wenn der Nachweis nicht immer leicht zu erbringen ist. So fallen zum Beispiel in der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung Zuwendungen wie Sitzungsgelder oder symbolische Beträge aus der Statistik, «wobei nicht definiert ist, wo die Grenze zwischen symbolischer und effektiver Bezahlung liegt» [8] (Gmür 2011:1).

Bei Pro Senectute umfassen die finanziellen Anerkennungen pauschale oder ausgewiesene Spesenentschädigungen, kleine Honorare bis hin zum Lohn pro Jahr, Sitzung oder Stunde. Was uns im Rahmen dieser Studie am meisten zu interessieren hat ist der Stundenlohn, den die Haushilfe-Angestellten erhalten. Er beläuft sich brutto auf rund 22 Franken. Damit liegt

er noch im oberen Bereich des seit 1. Januar 2011 für Hausangestellte schweizweit verfügbaren Brutto-Mindestlohns von zwischen 18.20 und 22 Franken.

«Ist die Honorierung ein Widerspruch zum Sozialzeit-Engagement?», heisst es in der Arbeit «Haushilfe – eine Modellbeschreibung» von 1990, die Pro Senectute St.Gallen noch heute Orientierungshilfe ist. Die Antwort: «Sie wäre es, wenn sie zur Hauptmotivation für diese Tätigkeit würde». Und weiter:

«Die finanzielle Honorierung wurde als Anerkennungsform zwischen Haushelferin und Klient gewählt, weil sie üblich, überschau- und kontrollierbar sowie in jedem Fall anwendbar ist. Der immaterielle Austausch soll dadurch nicht wegfallen im Gegenteil: Dadurch, dass der Klient etwas bezahlen darf, wird er vom Druck entlastet, aus Abhängigkeit dankbar sein zu müssen. So kann er dann dankbar sein, weil es ihm ein Bedürfnis ist und weil er die Dienste der Haushelferin anerkennt. Er kann zu ihr Beziehung pflegen, weil er sich für sie als Mensch interessiert. Für die Haushelferin entsteht dadurch mehr echter menschlicher Austausch.» (Casanova et. al. 1990:99)

Als Argumente, warum eine finanzielle Anerkennung der Haushilfe sinnvoll ist, heisst es in den Grundlagen zum Sozialzeit-Engagement aus dem Jahr 2000:

- Es entsteht ein klares Arbeitsverhältnis.
- Pro Senectute hat klare Position als Arbeitgeberin: sie kann fordern, sie kann ein Arbeitsverhältnis beginnen und beenden.
- Durch Bezahlung erhöht sich die Verbindlichkeit, die Haushelferinnen bleiben länger «bei der Stange».
- Die Haushilfe-Arbeit ist nicht attraktiv genug, sie wird durch eine finanzielle Anerkennung (Honorar/Lohn) attraktiver.
- Wenn Geld vom Kunden eingenommen wird, ist es gerecht, einen Teil davon der Haushelferin zu bezahlen.

Der Lohn stellt zwischen Haushilfe und Kunde eine Beziehung nach der Gleichung Geld gegen Arbeit her. Innerhalb dieses Rahmens soll nun aber ein zusätzlicher Austausch stattfinden können, der nicht durch die Bezahlung initiiert und motiviert ist, sondern vom Gedanken der Freiwilligkeit und der Empathie getragen ist. Der französische Sozialphilosoph André Gorz beschreibt diese Haltung mit einem «Sich-selbst-Hingeben», das auch unter Bedingungen einer Honorierung ausschliesst, dass der Austausch einen Warencharakter annimmt (Gorz 1989). Das Sozialzeit-Engagement soll die Bedingungen dazu liefern.

2.4.1 Wer bezahlt wie viel?

Das Absuchen des Umfelds nach vorhandenen Kapazitäten für das Erledigen einfacher Hausarbeiten ist doppelt wichtig: für den Kunden wie für die Gemeinde als Leistungsvertrags-Partner (und damit die Allgemeinheit), denn der Tarif und die Restfinanzierung des Angebots gehen auf ihre Kosten, was mögliches Einsparpotential wünschenswert macht. Wie sieht die Preisgestaltung konkret aus? Bei Pro Senectute betragen die Vollkosten für eine Stunde Haushilfe aktuell rund 44 Franken. Davon bezahlt die Kundin oder der Kunde in den meisten Gemeinden 28

[7] Pro Senectute Kanton St.Gallen, Grundlagen zum Sozialzeitengagement: S. 2

[8] Laut Markus Gmür (2011) hat die Auswertung von Sekundärdaten von 2202 Non-Profit-Organisationen (NPO) in der Schweiz ergeben, dass 28 % der NPO eine (teilweise) Bezahlung für Freiwilligenarbeit ausrichten. Eine Aufnahme der Bezahlung bei entsprechenden Standards habe jedoch bis jetzt nicht stattgefunden. Dort, wo eine Bezahlung ausgerichtet wird, beträgt der Median unter Einberechnung aller Stunden Fr. 9.32. Als Hauptergebnis der Masterarbeit wird gezeigt, dass eine (teilweise) Bezahlung mit einer Obergrenze zwischen 10 und 15 Franken noch als Freiwilligenarbeit bezeichnet und akzeptiert wird.

Franken aus der eigenen Tasche, sofern keine Zusatzversicherung abgeschlossen wurde oder Anspruch auf Ergänzungsleistungen besteht. Die Restfinanzierung von rund 16 Franken übernimmt die Gemeinde. Für die einfachen KLV-pflichtigen Leistungen gilt ein höherer Tarif, der aktuell CHF 54.60 pro Stunde beträgt, wovon aber gemäss Pflegefinanzierungsgesetz rund 85 Prozent über die Grundversicherung und die Wohngemeinde abgedeckt sind.

2.5 Die Idee des Sozialzeit-Engagements

Die geringe Honorierung und prekären Anstellungsbedingungen haben System. Es geht um die Förderung des Amateurwesens. «Die Qualität in der Betreuungsarbeit kommt daher, dass unsere Haushelferinnen viel Zeit mitbringen», sagt Thomas Diener, Geschäftsleiter Pro Senectute St.Gallen. Die Belastung von Profis aufgrund ihres betreuungsreichen Arbeitstags vermag die erforderliche Tiefe und die Güte an zwischenmenschlicher Beziehung kaum zu gewährleisten. Die Haushelferinnen von Pro Senectute können hingegen ihre wenigen Einsätze so einteilen, dass sie die immer gleiche Person betreuen – auch unter Berücksichtigung der zeitlich schwankenden Bedürfnisse ihrer Kunden. Der Vorteil liegt auf der Hand: Die Betreuerin weiss über die Kundin, über ihre Vorlieben und Abneigungen bestens Bescheid, sie fungiert als Bezugsperson und gibt ihrem Alltag somit Konstanz und Verlässlichkeit. Die Idee des Sozialzeit-Engagements im Bereich Haushilfe lässt sich mit folgenden Punkten kurz umreißen:

- Es tritt mit dem Anspruch an, einen dritten Weg zwischen Erwerbsarbeit und unbezahlter Arbeit zu beschreiten.
- Es werden bewusst Amateure und keine Profis eingestellt.
- Das Entgelt bemisst sich nach dem gesetzlich geregelten Mindestlohn für Haushaltsarbeit.
- Der geringere Verdienst wird durch eine grössere Freiheit bei der Arbeitsgestaltung entschädigt.
- Anders als bei normaler Erwerbsarbeit gibt es in der Regel keine Garantie auf ein festes Einkommen.
- Dadurch wird sichergestellt, dass der Entscheid zum Sozialzeit-Engagement freiwillig und nicht (in erster Linie) aus finanziellen Überlegungen erfolgt.
- Diese Haltung soll sich positiv auf die Motivation der Angestellten und damit auf die Qualität ihrer Arbeit bzw. der Betreuung der Kundschaft auswirken.
- Das Sozialzeit-Engagement versteht sich als alternativen Ansatz zur flächendeckenden Professionalisierung und Rationalisierung im Sozial- und Gesundheitswesen.

2.6 Gestaltung des Sozialzeit-Engagements

Eine grosse Herausforderung besteht darin, geeignete Frauen und Männer für das Sozialzeit-Engagement zu finden. Pro Senectute St.Gallen hat zu diesem Zweck einen Leitfaden für das Vorstellungs- resp. Anstellungsgespräch entwickelt. Mit dessen Hilfe macht sich die Leiterin «Hilfe und Betreuung» ein Bild über die Motivation («Was hat Sie veranlasst, sich bei uns zu melden?») sowie über die Lebenssituation der Interessenten, um festzustellen, ob für das Einkommen bereits anderweitig gesorgt ist und keine Beweggründe vorliegen, die dem Grundgedanken des Sozialzeit-Engagements widersprechen. Dies alles geschieht auf Ebene eines Bewerbungsgesprächs, basierend auf dem Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Interessentin und

der sorgfältigen Einschätzung der Gesprächsleiterin. Gemäss Thomas Diener sind schon viele Personen abgelehnt worden, die sich auf eine Stelle als Haushelferin bei Pro Senectute gemeldet haben, weil es einen deutlichen Hinweis auf Erwerbsabsichten gegeben habe. Häufig sind dies Leute, die via Arbeitsvermittlung auf Pro Senectute gestossen sind.

Erfolgt eine Anstellung, soll in den kommenden Monaten in Rücksprache mit der Angestellten als auch mit der Kundin erweisen, ob sich der Arbeitseinsatz den Vorstellungen beider Parteien gemäss entwickelt. Man gehe davon aus, so Thomas Diener, dass die Unzufriedenen nach spätestens einem halben Jahr von selber ausscheiden. Die Probezeit dauert offiziell drei Monate. Der Vertrag kann auf Ende des Monats aufgelöst werden.

Die Qualifikation für die Haushilfe wird mit einem, von Pro Senectute übernommenen, obligatorischen Basiskurs abgesichert. Die Angestellten haben ausserdem Anspruch auf zwei Weiterbildungskurse pro Jahr: In diesen werden meist soziale und gerontologische Fragestellungen wie der Umgang mit Demenz, mit Inkontinenz oder Verwahrlosung behandelt. In das Aufgabengebiet der Haushilfe fallen teilweise auch einfache pflegerische Leistungen (Körperpflege, Medikamente richten etc.). Diese sind krankenkassenpflichtig und bedingen das Absolvieren eines entsprechenden Rotkreuzkurses. Personen, die sowohl Haushilfe als auch einfache Pflege benötigen, können diese Leistungen über Pro Senectute beziehen. Häufig brauchen aber betagte oder kranke Kunden zusätzlich komplexere Pflegeleistungen. In diesem Fall ist eine Kooperation zwischen Pro Senectute und professionellen Pflegefachpersonen zwingend. Dabei übernimmt Pro Senectute die Aufgaben im Haushalt. Die Pflegefachperson kümmert sich um die medizinische Pflege der Kundin oder des Kunden. Es ist natürlich auch möglich, alles über den gleichen Anbieter zu beziehen. Dafür stehen etwa rund Dreiviertel der St.Galler Spitex-Organisationen zur Verfügung, die zusätzlich zur Haushilfe die sogenannte Hauspflege im Angebot haben, dies allerdings zum höheren Stundenansatz.

Dem ersten Einsatz bei einer Kundin oder einem Kunden geht immer eine Bedarfsabklärung (mit einem dafür bestimmten Assessment-Instrument) durch eine Haushilfe-Leiterin voraus. Dabei wird der Auftrag im Detail festgelegt. Zur Bedarfsklärung gehört auch, die Person und deren Umfeld wahrzunehmen, damit ein optimales Matching – im Sinne eines guten zwischenmenschlichen Harmonisierens – zwischen Haushilfe und Kunde hergestellt werden kann. Die Verantwortlichen achten vor Ort insbesondere darauf, ob sich im näheren Umfeld der zu betreuenden Person nicht noch Verwandte oder Nachbarn mobilisieren liessen. Eine Haushelferin beschreibt in einem unserer Interviews diesen Vorgang folgendermassen:

«Also im Voraus geht ja eine Leiterin zur Kundin, also zur möglichen Kundin, um das zu besprechen. Fragt dort, was sie will und was sie sich vorstellt. Schaut sich die Grösse der Wohnung an. (...) Und dann legen sie das schriftlich fest, was man machen muss. Sei es Staubsaugen, sei es Abstauben, sei es bei der Wäsche helfen oder mitmenschliche Begleitung... Wird alles so festgelegt. Und dann fragt die Leiterin einfach eine Haushelferin an, bei der sie denkt: Ja, die hat Zeit. Oder die würde auch dazu passen. Denn sie haben eine Kartei, in der es verschiedene Profile hat... Und je nachdem ist es noch gut, wenn man etwas in der Nähe hat. Also die nächste Kundin habe ich da unten, 15 Meter... (lacht) Wirklich die Strasse runter... Ich kann um sieben vor neun gehen und bin um fünf vor dort. Also das kommt, denke ich, ein bisschen auf die Leiterin an, wie sie das zusammenmischt. Wer könnte vom Typ her zusammenpassen? Da schauen sie sicher etwas drauf.»

3. Aktuelle Entwicklungen in der Freiwilligenarbeit

Aktuelle Diskussionen zum Thema Freiwilligenarbeit sind geprägt von ihrem Wandel, der sich in drei grosse Bereiche fassen lässt: Rationalisierung, Professionalisierung und Monetarisierung. Diese Entwicklungen müssen auf dem Hintergrund eines allgemeineren, schon länger andauernden Strukturwandels gesehen werden, der unter anderem die Beziehung zwischen Mensch und Arbeit, der Ausgestaltung von Sozialzeit wie auch das Funktionieren von Organisationen von Grund auf verändert hat. In dieser Studie können und müssen zu diesem soziologischen Mega-Thema keine neuen Erkenntnisse beisteuert werden. Dazu gibt es bereits eine Fülle an Untersuchungen (um nur eine Hand voll zu nennen: Beck 1986, Boltanski/Chiapello 2006, Voss/Pongratz 1998, Bauman 2003, Bröckling 2009).

Die sichtbar gewordenen Folgen einer immer älter werdenden Gesellschaft führte die Notwendigkeit vor Augen, zuvor mehrheitlich auf Laienbasis getätigte Arbeit an Profis zu delegieren. Auf der einen Seite nahm die Verberuflichung einst freiwillig geleisteter Dienste vorab im Sozialwesen zu. «Damit ist in vielen Bereichen ein hohes fachliches Niveau und ein hohes Mass an Kontinuität und Verlässlichkeit bei der Erbringung professioneller Dienstleistungen erreicht worden» (Enquete-Kommission 2002:50). Auf der anderen Seite führte dieser Prozess zu einer «Zurückdrängung und Marginalisierung» von bürgerschaftlichem Engagement bzw. von Freiwilligenarbeit (ebd.). In dem seither massiv expandierten Gesundheitssektor, der teuer und personell aufwändig ist, lässt sich diese bis heute anhaltende Entwicklung besonders deutlich zeigen.

Es gibt aber auch eine Gegenentwicklung, die gerade auf die «Problemlösungskapazität der Freiwilligenarbeit» baut (Stadelmann et. al. 2010:33). «Angesichts der durch den demographischen Wandel zu erwartenden Zunahme an Ansprüchen und Bedürfnissen bei gleichzeitig knapper werdenden öffentlichen Mitteln wird im freiwilligen Engagement eine Möglichkeit zur finanziellen Entlastung sozialer Sicherungssysteme gesehen» (ebd.).

Die Studie fokussiert auf drei Ebenen, an denen sich der «Strukturwandel der Freiwilligenarbeit» ablesen lässt und die dazu dienen, die im Rückgang sich befindliche Ressource Freiwilligenarbeit – ökonomistisch gesprochen – optimaler auszunutzen. Die Rationalisierung steht, quasi als Oberbegriff für den konstatierten Wandel, für den Einbezug bestimmter Strategien zur Optimierung von Freiwilligenarbeit. Die Professionalisierung beschreibt die Zunahme verberuflichter Qualifikationen, die heute vielen Freiwilligarbeitenden abverlangt oder zumindest nahegelegt werden. Schliesslich der umstrittenste Punkt: die Monetarisierung, womit die Förderung der sich leicht im Rückwärtsgang befindlichen Freiwilligenarbeit mittels Geld als Anreizmechanismus gemeint ist.

In diesem Kapitel soll es nicht darum gehen, das Sozialzeit-Engagement unzulässig mit der Freiwilligenarbeit zu vermischen. Sie bleiben voneinander getrennte Konzepte. Dennoch berühren sich, wie in Kapitel 2.5 beschrieben, Sozialzeit-Engagement und Freiwilligenarbeit an einem entscheidenden Punkt: der Freiwilligkeit. Insofern sind die in diesem Kapitel untersuchten Tendenzen auch aufschlussreich für eine Beurteilung des Sozialzeit-Engagements. Das gilt vor allem für die Monetarisierung, an dem sich der widersprüchliche Charakter der Freiwilligenarbeit aufzeigen lässt.

3.1 Rationalisierung

Für Eva Nadai (2004:98) ist die Rationalisierung von Freiwilligenarbeit «ein Versuch, neue Solidaritätspotentiale zu erschliessen». Rationalisierung liesse sich als einen (aus der Betriebswirtschaft entliehenen) Oberbegriff fassen, der die Anstrengungen zur Optimierung von Prozessen oder Ergebnissen sichtbar werden lässt. Damit ist keine spezifische Strategie gemeint, sondern vielmehr ein Zusammenspiel von Massnahmen zur Erreichung eines mehr oder weniger konkreten Ziels. Die bereits erwähnte Krisenanfälligkeit der überkomplexen, stark differenzierten modernen Gesellschaft mit ihren sozialen, demografischen und ökonomischen Komplikationen hat die Freiwilligenarbeit spätestens seit den 1990er Jahren zu einer «Hoffnungsträgerin von diversen Krisendiskursen» (ebd.:86) werden lassen. Die Freiwilligenarbeit, einst noch als nett gemeinter Dilettantismus belächelt, avancierte zu einem Modell, dem zu huldigen auch Staatenlenker nicht mehr entgehen konnten [9].

Doch es wird immer schwieriger, die geschätzte Ressource Freiwilligenarbeit zu mobilisieren. Das zeigen auch die jüngsten Erhebungen des Freiwilligenmonitors 2010. Sowohl die formelle als auch die informelle Freiwilligenarbeit sind im Rückgang begriffen. Zwischen 1997 und 2008 ging das freiwillige Engagement für Vereine und Organisationen um 2,5 Prozent auf rund 24 Prozent zurück. Unbezahlte Hilfeleistungen im privaten Umfeld wie Nachbarschaftshilfe, Kinderbetreuung und Pflegeaufgaben für andere Haushalte nahmen in diesem Zeitraum um etwa 2 Prozent auf 21 Prozent ab [10]. Dieses Thema braucht hier nicht weiter vertieft zu werden. Es führt nur vor Augen, dass «die Ressource Solidarität (...) nicht mehr fraglos zur Verfügung [steht], sondern (...) gezielter initiiert und rational ‚bewirtschaftet‘ werden [muss]» (Nadai 2005:74).

Die Folge ist ein Rationalisierungsschub mittels Förderstrategien wie der Schaffung von Transparenz (Bereitstellungen von Informationen, Schaffung eines freien Arbeitsmarkts), der symbolischen Aufwertung vor allem mittels Statistiken, die den Wert von Freiwilligenarbeit sichtbar machen sollen sowie der Steigerung des individuellen Nutzens für Freiwillige, die zwischen Aus- und Weiterbildungsangeboten aussuchen können oder zunehmend von Vergünstigungen profitieren bzw. über monetäre Anreize gelockt werden. Wenn die Rationalisierung fortschreitet, steigert das auch die Erwartung an die Freiwilligen, die sich vermehrt mit Selektionsverfahren und Weiterbildungen herumschlagen müssen, moniert Nadai (2005:153).

3.2 Professionalisierung

Ein deutliches Zeichen von Professionalisierung der Freiwilligenarbeit ist die schrumpfende Distanz zur Erwerbsarbeit. Dazu gehört einmal die Monetarisierung, auf die im nächsten Kapitel eingegangen wird. Auf organisationaler Ebene ist die Zunahme von Effizienz- und Qualitätskriterien auffällig. Dazu gehören Auswertungsgespräche, Qualifikationsbescheinigungen und Bemessungsgrundlagen. Ein besonders instruktiver Fall ist der Sozialzeitausweis, der eine bessere Sichtbarkeit und mehr Anerkennung von freiwillig geleisteter Arbeit verspricht. Der Sozialzeitausweis wurde im Januar 2002 lanciert mit dem Ziel, es jedem Freiwilligen zu

[9] Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton hat unter dem Titel «Giving – How each of us can change the world» diesem Thema 2007 sogar ein ganzes Buch gewidmet.

[10] Bundesamt für Statistik: Medienmitteilung Nr. 0350-0812-10 vom 1.12.2008

ermöglichen, individuell geleistete freiwillige oder ehrenamtliche Arbeit zu erfassen und zu dokumentieren. In die persönliche Arbeitsmappe, die für 5 Franken beim «forum freiwilligkeit» bestellt wird, können sämtliche freiwillig geleisteten Tätigkeiten bzw. besuchte Kurse und Weiterbildungen tabellarisch eingetragen werden. Die Verantwortung für den Inhalt des Ausweises trägt die entsprechende Einsatzorganisation, welche die aufgeführten Leistungen zu verifizieren hat.

Wie alle in diesem Kapitel diskutierten Massnahmen trägt auch der Sozialzeitausweis dem postulierten «Strukturwandel der Freiwilligenarbeit» Rechnung. Er spiegelt quasi die berufliche Seite des freiwilligen Engagements wider, das lange Zeit als nett gemeint, aber unprofessionell und laienhaft galt. Dabei geht es in erster Linie um den Nachweis ausserberuflich erworbener Kompetenzen, um eine Qualifikationsbescheinigung – auch wenn die Chance ihres gewinnbringenden Einsatzes auf dem Arbeitsmarkt noch so gering sein sollte. Auf diese Weise wird den Anforderungen der Wissensgesellschaft entsprochen, die dahin tendiert, die Ressource Arbeit nach rationalen und ubiquitär überprüfbaren Gesichtspunkten zu bewirtschaften. Nadai (2005:153) spricht in diesem Zusammenhang von einer Protoprofessionalisierung, deren Zustandekommen sie als «Versickerungsprozesse» beschreibt, «durch die professionelle Wissensbestände in alltägliche Verwendungszusammenhänge übergehen». Nadai kritisiert diese darauf aufbauenden Förderstrukturen:

«Mit Selektion und Qualifizierung verändert sich die Freiwilligenarbeit entscheidend, indem Zugangsbarrieren errichtet werden, wo vordem der gute Wille allein genügte. Freiwilligenarbeit unterscheidet sich gerade dadurch von beruflicher Arbeit, dass hier keine formalen Zertifikate über Ausbildung und Leistungen verlangt werden und die Arbeit der Freiwilligen nicht nach Effektivitäts-, Effizienz- und Qualitätskriterien gemessen und bewertet wird» (Nadai 2004:92).

Eine gängige Bezeichnung für dieses Phänomen ist der «Managerialismus». Damit ist gemeint, dass sich die Performance (ebenfalls ein aus diesem Dunstkreis stammender Begriff) an der ökonomischen Rationalität auszurichten habe. Die erworbenen Praktiken:

«fokussieren auf die Trias unternehmerischen Handelns: Rechenschaftslegung, Transparenz und Effizienz – Begriffe, denen wir in immer mehr gesellschaftlichen Kontexten begegnen. Vom Qualitätsmanagement im Verwaltungsbereich über Evaluationssysteme in der Wissenschaft bis zu individuellem Selbstmanagement überziehen, manageriale' Prozeduren die Gesellschaft» (Maasen/Weingart 2006:20).

3.2.1 Professionalisierung am Beispiel einer Pro Senectute-Organisation

Anschauliche Beispiele für eine zunehmende Professionalisierung vermittelt Philipp Ryser für die Pro Senectute Basel-Stadt. Er konstatiert einen Organisationswandel, der Anfang der 1990er Jahre als Reaktion auf Subventionsänderungen des Bundes sukzessive umgesetzt wurde und welche Pro Senectute schliesslich dazu brachten, Massnahmen zu treffen, «um die finanzielle Abhängigkeit von der öffentlichen Hand mittel- bis langfristig zu verringern» (Ryser 2011:253). Im Jahr 2000 wurde die Lohnsubvention dann zugunsten einer Leistungs-

subvention gestrichen, mit der Folge, dass Pro Senectute zur Finanzierung ihres Angebots nun massgeblich von der Anzahl der erbrachten Dienstleistungen abhängig war. Dies führte dazu, dass man anfang, die Leistungen systematisch zu erfassen, kontrollierbar zu machen, um letztlich deren Qualität (oder vielmehr die Effizienz) zu steigern. Das Anwenden eines Total Quality Management-Ansatzes sollte bei den Mitarbeitenden das Bewusstsein für Qualität ausbilden und zu mehr Zufriedenheit führen (ebd.:260). Im Jahr 2006 folgte eine weitere Reduktion der (noch immer vorhandenen) Basissubventionen, parallel dazu wurde der leistungsbezogene Anteil erhöht. Der Druck, das Angebot auszubauen und sich marktorientiert zu verhalten, nahm erneut zu.

Mit einer textthermeneutischen [11] Auswertung von Interviews geht Ryser (ebd.:337ff) der Frage nach, mit welchen Wirklichkeiten und Wahrnehmungen die Professionalisierung für die Angestellten von Pro Senectute Basel-Stadt verbunden ist. In Stichworte gefasst sind dies: Professionalisierung als Orientierung an und Umsetzen von Fachwissen, als eine (Um-) respektive Durchstrukturierung, als ein vom Management gesteuerter Wandel sowie als Annäherung an die Erwerbswirtschaft. Unter dem Strich konstatiert er, dass dadurch der Druck auf die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer wachse. So habe ihn eine Mitarbeiterin darauf aufmerksam gemacht, «dass heute weniger Zeit bleibt, um die Sozialarbeit zu erbringen und der Druck, möglichst viele Leistungseinheiten zu erzielen, gross sei» (ebd.:404).

3.2.2 Strategien und Folgen von Professionalisierung

Wenn immer mehr Leute immer weniger dazu kommen, sozialbetreuerisches Engagement frei von Leistungsdruck und betriebsökonomischer Rechtfertigung zu erledigen, ist dies eine Folge der zunehmenden Professionalisierung. Für die deutschen Kommunen zum Beispiel zeichnete die Enquete-Kommission (2002:195) ein besonders düsteres Bild dieser Entwicklung:

«Infolge von Prozessen der fortschreitenden Professionalisierung und Qualitätsentwicklung sowie nicht zuletzt steigender Erwartungen an Effektivität und Effizienz hat bürgerschaftliches Engagement in sozialen Diensten und Einrichtungen insgesamt stark an Bedeutung verloren und findet hier kaum mehr einen zentralen Platz. Engagement ist zwar nicht gänzlich verschwunden, es ist jedoch keineswegs mehr prägend für das Gesicht und den Alltag von Gesundheits- und Pflegediensten, Kindertagesstätten etc. Diese Verdrängungsprozesse bürgerschaftlichen Engagements in sozialen Einrichtungen und Diensten wurden infolge steigenden Ökonomisierungsdrucks auch von den öffentlichen Trägern und ihrer Förderpraxis und Mittelvergabe verstärkt: Engagement gilt bislang kaum als förderfähiger Posten. Diese häufig fehlende Aufmerksamkeit öffentlicher Träger für die Bedeutung von Engagement spiegelt sich auch darin, dass in kommunalen (also öffentlich getragenen) Einrichtungen und Diensten bürgerschaftliches Engagement so gut wie keine Rolle spielt.»

[11] Die Hermeneutik bezeichnet eine geisteswissenschaftliche Methode der sinngemässen Auslegung und Deutung von Text. (Hillmann 2007:335)

Der seit dem Uno-Jahr der Freiwilligen von 2001 existierende Schweizerische Sozialzeit-Ausweis kann als eine institutionalisierte Form von Professionalisierung von Freiwilligenarbeit gewertet werden. Die Strategie des Ausweises besteht in der Sichtbarmachung von Qualifikationen, die man im Verlauf eines freiwilligen Engagements «erwirtschaftet» hat:

- Eine offizielle Bestätigung über den geleisteten Beitrag ist immer auch eine Form der Anerkennung. Auch ältere Menschen freuen sich immer wieder, wenn sie sehen, dass ihr Beitrag Beachtung findet.
- Ein Kompetenznachweis wertet die unbezahlte Arbeit auf, er zeigt die Anforderungen an diese Tätigkeit und macht sie so auch interessanter für jüngere Menschen, die den älteren folgen werden.
- Nachgewiesene ausserberuflich erworbene Kompetenzen werden durch Arbeitgeber schon heute weitgehend berücksichtigt.
- Der Sozialzeitausweis zeigt auch, dass Organisationen die freiwillige Arbeit ernst nehmen und Standards einhalten. (Quelle: www.sozialzeitausweis.ch)

Mit anderen Worten können damit «die eigenen persönlichen, sozialen, fachlichen und methodischen Fähigkeiten im Hinblick auf ihre potentielle Verwertung im Arbeitsmarkt systematisch dokumentiert werden» (Nadai 2005:80). Ähnlich wie mit regelmässigen Auswertungsgesprächen werde mit dem Ausweis laut Nadai (2004:192) die «Differenz zu Erwerbsarbeit (...) eingegeben». Damit geht insbesondere das Risiko einer Fremddefinition der Freiwilligenarbeit einher, was bedeutet, dass sie sich fortan «auf Leistungsaspekte in einer arbeitsmarktrechtlichen Logik bezieht» (Fritze 2006:187).

3.3 Monetarisierung

Während sich ein grosser Teil der wissenschaftlichen Literatur zum Thema Freiwilligenarbeit oder bürgerschaftliches Engagement durchaus kritisch mit der Monetarisierung auseinandersetzt, kommt dieser Trend in der öffentlichen Debatte kaum zum Zug. Hier wird vorwiegend über den wichtigen Beitrag der Freiwilligenarbeit und anderer gemeinnütziger Einsätze in der Gesellschaft debattiert; es werden Zahlen präsentiert, wie hoch in Stunden das Engagement, wie hoch in Franken oder Euro der entsprechende volkswirtschaftliche Nutzen der geleisteten Sozialarbeit bei nicht in Anspruch genommener Vergütung ist. Dabei gerät ausser Acht, dass sich in der breit geschätzten Freiwilligenarbeit ein Wandel vollzieht, den nicht wenige Experten als einen Raubbau an ihrer eigentlichen Substanz kritisieren. Der Fokus der Kritik liegt hier zumeist auf der Monetarisierung – was im englischen Sprachraum unter «paid volunteering» fungiert – als «spannungsreiche Verschränkung zweier verschiedener Logiken» (Evers 2007:126). Gerade dieser Aspekt ist für die Untersuchung des Sozialzeit-Engagements von Pro Senectute St.Gallen aufschlussreich, weil es sich an der Schnittstelle zwischen Erwerbs- und Freiwilligenarbeit befindet und beide Logiken (wenngleich in unterschiedlicher Ausprägung) integriert.

In den Meinungen der meisten Fachleute kommt die Monetarisierung der Freiwilligenarbeit einem Wortbruch gleich. Wer Freiwilligenarbeit sagt, meint in der Regel den koordinierten, unentgeltlichen Einsatz von Individuen zum Wohl der Gesellschaft. In den letzten Jahren ist

jedoch eine Zunahme von Strategien zu verzeichnen, die unter Einsatz von Geld diese Ressource zu fördern versuchen. Als Begründung für dieses Vorgehen wird oft auf den Rückgang der Bereitschaft verwiesen, sich ehrenamtlich auf unbezahlter Basis zu engagieren. Die Kritik an dieser Entwicklung ist vielstimmig und fast einhellig. Meist wird damit allerdings nur eine grundsätzliche Position markiert, eine generelle Distanz gegenüber den zu beobachtenden Monetarisierungsstrategien, oder, um es mit Habermas (1981:275f.) zu sagen, einer Verankerung des Steuerungsmechanismus Geld in der Lebenswelt. Oft gehört ist die Befürchtung, die Monetarisierung eines Engagements reduziere «die Bürgerinnen und Bürger auf den Status eines homo oeconomicus» (Jakob 2006:268).

Die Skepsis ist weit verbreitet und einfach nachvollziehbar, vor allem auf dem Hintergrund eines von (christlicher) Nächstenliebe und Aufopferungsbereitschaft getragenen Bilds von Freiwilligenarbeit, die nicht den eigenen persönlichen Nutzen, sondern die Orientierung am Anderen und am Gemeinwohl kennt. Diese Vorstellung hat allerdings durch die Erforschung der Motive Freiwilliger einiges von ihrem idealen Glanz eingebüsst (siehe dazu Kapitel 4).

Auf der anderen Seite gibt es einen breiten Konsens, dass Monetarisierung zur Förderung von Freiwilligenarbeit nützlich und nötig sein kann – wobei es darauf ankommt, was denn genau unter Monetarisierung verstanden wird. In diesem Kapitel wird es darum gehen, die unterschiedlichen Ansätze und Standpunkte darzustellen. Für eine Beurteilung des Sozialzeit-Engagements von Pro Senectute ist es vor allem wichtig, die oftmals fließenden Übergänge zwischen den verschiedenen Ausprägungen der monetarisierten Freiwilligenarbeit zu betrachten.

3.3.1 Begriffliche Annäherung

Monetarisierung hat zwei Aspekte. Der erste Aspekt beinhaltet die bereits angesprochene Tendenz einer monetären Bewertung von Nicht-Marktgütern, ein Aufrechnen zum Beispiel freiwillig geleisteter Arbeit in einer Kosten-Nutzen-Rechnung (Schelbert 2006). Das ist sinnvoll, um die Leistung, die von Freiwilligenarbeit ausgeht, volkswirtschaftlich überhaupt bewerten zu können: «Die Freiwilligenarbeit wird als eine Teilmenge der gesamten unbezahlten Arbeit verstanden. Deutlich wird aber auch, dass sie sich an der Erwerbsarbeit orientiert. Damit das möglich ist, wird versucht, die Menge der unbezahlten Arbeit auch in Geldgrössen zu messen. In diesem Sinne wird unbezahlte Arbeit neu monetär erfasst» (Ammann 2006:180). Diese Form der Monetarisierung ist eine Legitimierungsstrategie, die in regelmässigen Abständen in Statistiken und Berechnungen mündet, um den volkswirtschaftlichen Nutzen der Freiwilligenarbeit in Franken und Rappen aufzuzeigen. Einige Organisationen legen davon in sogenannten Sozialbilanzen, also «gesellschaftsbezogene[n] Berichterstattung[en] über die Aktivitäten einer Organisation» (Münzel 2004:9), Rechnung ab. Dabei geht es immer auch darum, die negativen Folgen bei Ausbleiben dieses gemeinnützigen Engagements aufzuzeigen.

Der zweite und für diese Studie entscheidende Aspekt bezieht sich auf eine unbestimmte Geldmenge, die für einen bestimmten Zweck an ein bestimmtes Ziel fliesst, zum Beispiel in Form von Lohn oder Spesen. Es geht also um die verschiedenen Mittel zur Unterstützung oder Förderung der Freiwilligenarbeit durch Geld. Hier unterscheidet man eine direkte und eine indirekte Monetarisierung. Direkte Monetarisierung beinhaltet einen realen unmittelbaren Geldfluss (Lohn, Entgelt, Honorar). Die indirekte Monetarisierung bezeichnet die lediglich geldwerten Vorteile einer ehrenamtlichen oder freiwilligen Tätigkeit oder aber ein zeitlich versetzter Geldfluss (Schüll 2006).

3.3.1.1 Direkte Monetarisierung: Lohn, Entgelt, Honorar

Der Lohn hat einen unvermeidlichen Bezug zur Erwerbsarbeit und wird im Zusammenhang mit Freiwilligenarbeit oft tabuisiert: «Wer Freiwilligenarbeit zu marktüblichen Löhnen entschädigt, hat resigniert. Die für die Gesellschaft wertvolle Arbeit wird geleistet, doch es ist keine Freiwilligenarbeit mehr» (Schelbert 2006:200). Ins Positive gekehrt hiesse das: «Der Verzicht auf Lohn schafft die Voraussetzung für eine besondere Qualität der Freiwilligenarbeit» (Mäder 1999:93). Benevol Schweiz erklärt in ihrem ersten Grundsatz über das Verständnis von Freiwilligkeit, dass diese unentgeltlich und zeitlich befristet geleistet werde. Eine mit Lohn verbundene Tätigkeit ist somit gemäss dieser Definition keine Freiwilligenarbeit, weil sie den Grundsatz der Unentgeltlichkeit verletzt und die Schwelle zur Erwerbsarbeit bereits überschritten hat. Für gewisse Autorinnen und Autoren wird diese Schwelle nicht erst dann überschritten, wenn ein Arbeitsergebnis konkret per Lohn vergütet wird, sondern schon bei – auch geringen – «pauschalen Vergütungen oder gemäss dem theoretischen Modell der Opportunitätskosten» (Schüll 2006:313).

Viele Sozialwissenschaftler/innen befürchten eine Denaturierung oder zumindest ein Untergraben sowohl der gemeinwohlbezogenen wie auch der selbstbezogenen Motive des Engagements. Der Kern des freiwilligen Engagements werde durch die Orientierung an finanzieller Belohnung zerstört, warnt Gisela Jakob (2006:269). «Die Bürgerinnen und Bürger werden auf den Status eines homo oeconomicus und ein Menschenbild reduziert, nach dem Menschen vor allem aus finanziellen und materiellen Anreizen heraus handeln.» (Jakob 2007:70)

In ihrer Stellungnahme zur Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements (1999-2002) hat sich die deutsche Enquete-Kommission ebenfalls deutlich gegen Monetarisierung gestellt. Dort heisst es:

«Die ureigenste Natur des Ehrenamtes liegt in der Unentgeltlichkeit. Motivation muss nicht unbedingt eine altruistische Regung sein, doch entscheidendes Moment ist das Tätigwerden für das Gemeinwohl. Dies schließt ein entgeltliches Tätigwerden aus. Diese Trennung sollte im Grundsatz beibehalten werden, selbst wenn die Aussicht auf Bezahlung einen Anreiz zum Engagement ausüben würde» (Enquete-Kommission 2002:66).

Kritik entzündet sich auch an der zu beobachtenden Zunahme und, damit verbunden, einer steigenden Komplexität der Anreizsysteme. Lotti Isenring von der Fachstelle Freiwilligenarbeit der Evangelisch-reformierten Landeskirche Zürich berichtet von Unbehagen und Unmut unter Freiwilligen wegen der Unübersichtlichkeit monetärer Anerkennung. Viele seien in ihrem Verständnis von Freiwilligenarbeit verunsichert.

«Und unversehens beginnt ein Kreislauf von Vergleichen und Bewerten nach Franken und Rappen – die Freiwilligenarbeit gerät in die monetäre Logik, rückt den Wert der Arbeitsleistung, Pflichten und Verbindlichkeit in den Vordergrund und setzt die Bedeutung des freiwilligen solidarischen Beitrags, der Mitwirkung oder des persönlichen Gewinns zurück» (Isenring 2006:306).

Auch wenn die Kolonialisierung des Ehrenamts bzw. der Freiwilligenarbeit durch das Medium Geld generell mit Besorgnis betrachtet oder zumindest kritisch registriert wird, gibt es auch

Hinweise von Experten, die dieses «rituell beschworene ‚Reinheitsgebot‘» (Keupp 2007:13) in Frage stellen:

«Bürgerschaftliches Engagement und Geld gehören originär nicht zusammen, aber es verwundert, mit welcher Inbrunst ihre Unvereinbarkeit rituell beschworen wird, als gelte es das Dogma der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria zu verteidigen. Man bekommt das Gefühl, als ob es Tabu wäre, über mögliche Verknüpfungen überhaupt nachzudenken.» (ebd.)

Bei vielen Monetarisierungs-Kritiker/innen besteht allerdings durchaus die Einsicht in die Notwendigkeit (moderater) finanzieller Eingriffe in die Natur des Freiwilligenwesens – das, sich selbst überlassen, kaum in diesem Ausmass florierte. So fordert der deutsche Sozialpsychologe Heiner Keupp die Entwicklung hybrider statt puristischer Formen von Bürgerengagement, um es als Motor einer zukunftsfähigen Modernisierung nutzen zu können.

«Das gilt vor allem (1) im Hinblick auf die wachsende Anzahl «abgehängter» Bevölkerungsgruppen, die auch über monetäre Integrationsangebote ihre Arbeitsmarkt- und Zugehörigkeitschancen verbessern können und das gilt auch (2) für die Überwindung starrer Grenzen von professioneller und bürgerschaftlich erbrachter Arbeit im Bereich wohlfstaatlicher Leistungen.» (ebd.:36)

Trägt man die erhofften positiven Effekte der Monetarisierung zusammen, kommen unter anderem folgende Punkte zusammen:

- Die Monetarisierung kann helfen, ein Engagement finanziell überhaupt zu ermöglichen.
- Sie fördert die Anerkennung des Engagements.
- Sie generiert frei verfügbares Budget im Familieneinkommen.
- Und leistet damit einen Beitrag zur Existenzsicherung.
- Sie trägt zur Aufwertung des sozialen Status bei.
- Sie führt zu einer Annäherung an eine Erwerbsbiographie.

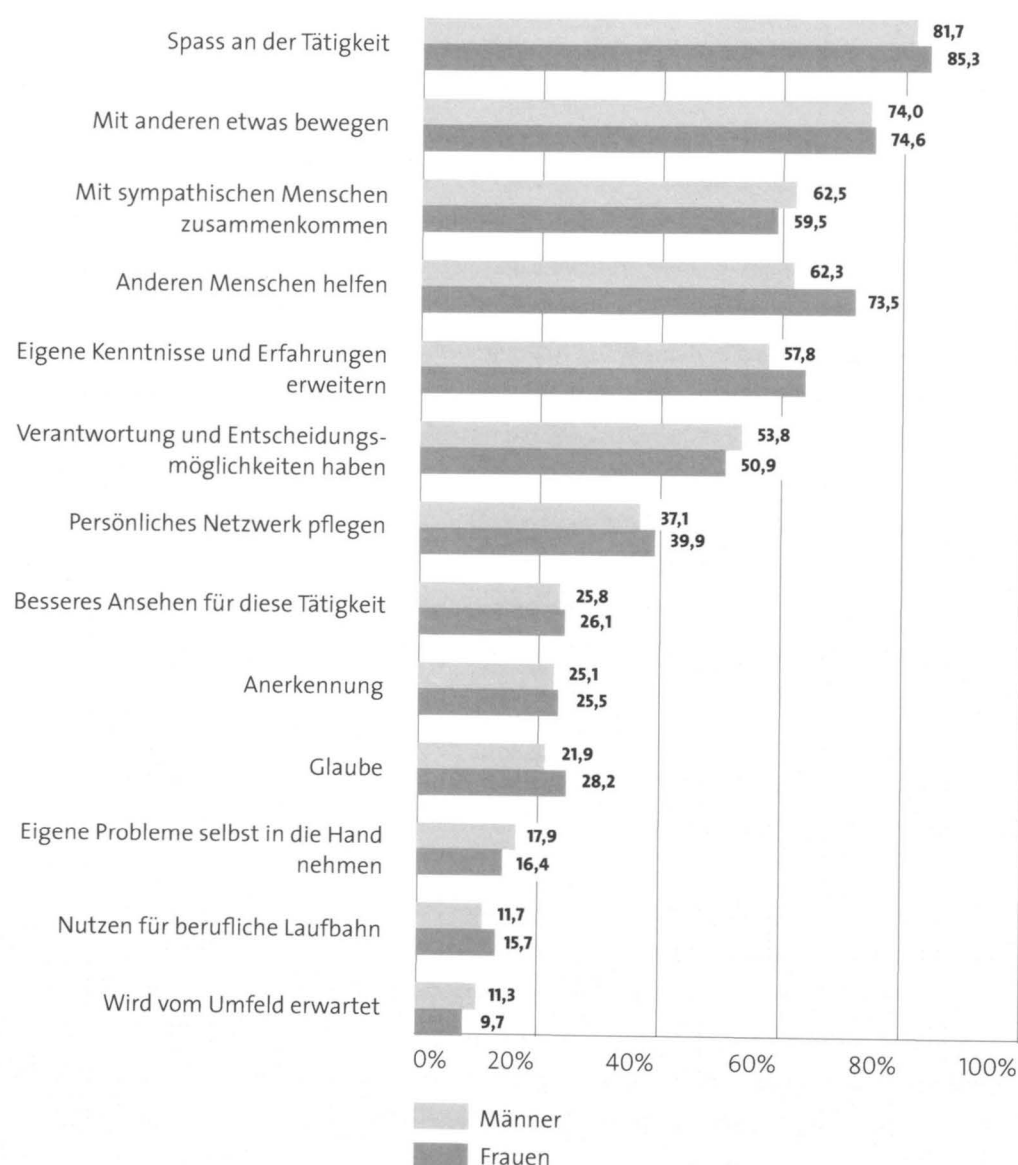
3.3.1.2 Indirekte Monetarisierung: geldwerter Vorteil

Mit weniger Skepsis behaftet sind Formen indirekter Monetarisierung. Hier wird nicht ein konkretes Arbeitsergebnis vergütet, sondern es geht um einen nicht-linearen Vergütungs- oder auch Belohnungsmechanismus. Dazu gehören Steuerabzüge für geleistete Einsätze oder die Anrechnung eines Sozialbonus bei der AHV. Weitere indirekte Formen der Anerkennung wären ein besserer Versicherungsschutz, Sachzuwendungen (Geschenke, Vergünstigungen, Abendessen etc.), die Finanzierung von Bildungsmassnahmen. Ebenfalls genannt werden kann die private Mitbenutzung technischer Infrastruktur, die den Freiwilligen zur Ausübung ihrer Tätigkeiten zur Verfügung gestellt wird [12].

[12] Eine ausführliche Darstellung findet sich in Klie et. al. (2009)

Motive der formell Freiwilligen

Anteile nach Geschlecht in Prozent der formell Freiwilligen



3.3.2 Alternative Anerkennungskultur

Angesichts einer veränderten Motivlage einerseits und alarmiert durch den konstatierten Rückgang des Interesses an institutionalisierter Freiwilligenarbeit oder ehrenamtlicher Arbeit sind in der letzten Zeit vermehrt Forderungen nach einer alternativen Anerkennungskultur aufgekommen. Diese soll direkte und indirekte Monetarisierung nach Möglichkeit ausschliessen. Unter anderem fordert Gisela Jakob die «Entwicklung angemessener Instrumente der individuellen Ehrung, Würdigung und Wertschätzung» (Jakob 2006:271). Hier seien vor allem Vereine, Verbände oder Kommunen gefragt, aber auch Akteure der Arbeitswelt können die Anerkennung fördern, «indem sie das Engagement ihrer Beschäftigten unterstützen oder im Kontext von ‚Corporate Citizenship‘ selbst Programme zur Engagementförderung auflegen. Dazu gehören das Schaffen von Freiräumen für die Entwicklung von Talenten und den Einsatz von Stärken, das Fördern durch fachliche Beratung, Ausgleich von Kosten und Risiken, Dank, Lob und Bestätigung für die erbrachten Leistungen, Zuwendung und Freundlichkeit, Kontinuität in der Anerkennung und Begleitung (ebd.). Lotti Isenring (2006) sieht ebenfalls Handlungspotential auf organisationaler Ebene. Sie meint, dass Freiwilligenarbeit auch ohne monetäre Anerkennung erfolgreich sein könnte, wenn diese einen hohen Stellenwert in der Organisation hat, projektorientierte Einsätze gefördert werden, Freiwillige ihren Einsatz mitgestalten können, wenn sie Begleitung und Anerkennung erhalten, die ihren Ressourcen und Motiven entsprechen.

Ein wichtiger alternativer Ansatz hat mit der Verfügbarkeit der Ressource Zeit zu tun. Sogenannte Zeitgutschriftensysteme gehen vom Prinzip aus, dass eine von einer Person geleistete Stunde Arbeit (z.B. Rasenmähen) nicht mit Geld, sondern mit der Garantie auf eine (zeitlich versetzte) äquivalente Arbeitsleistung einer anderen Person vergolten wird. Die eingebrachte Zeit wird auf einer Art Zeitbank als «inflationfreie Alternativwährung» (Oesch/Künzi 2008:3) gelagert und kann bei Bedarf wieder (z.B. in Form von Einkaufshilfe) bezogen werden. Gerade vor dem Hintergrund des steigenden Aufwands im Bereich der Altenbetreuung geraten Konzepte, wie sie zum Beispiel von der Benevol St.Gallen unter dem Namen «Zeitbörse» seit einiger Zeit angeboten werden, in den Fokus auch des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV), das den Auftrag zur Entwicklung eines Zeitvorsorge-Konzepts für die Stadt St.Gallen als Pilotprojekt in Auftrag gegeben hat [13].

4. Die Motivationsfrage

Zahlreiche Erhebungen zum Thema Freiwilligenarbeit legen eine mehrdimensionale Motivstruktur frei. Die Vorstellung, dass sich für unentgeltliche oder mit wenig monetärem Anreiz ausgestattete Arbeit ausschliesslich intrinsisch genährte, also von «innen» kommende altruistische Motive finden lassen, ist schon länger widerlegt. Vielmehr ist eine beträchtliche Breite an Motiven oder Motivgruppen zu beobachten, worunter selbstbezogene, die lange Zeit als unvereinbar mit unbezahltlem Engagement galten, keineswegs die Ausnahme darstellen. Im Gegenteil: Eigennützige Motive sind häufig sogar bestimmend für den Entscheid zur Freiwilligenarbeit. Zu reden gegeben hat in diesem Zusammenhang die Diagnose eines Strukturwandels, der sich beim freiwilligen Engagement darin zeigt, dass Pflicht- und Akzeptanzwerte an Bedeutung verlieren und Selbstentfaltungswerte eine immer stärkere Rolle

[13] <http://www.bsv.admin.ch/themen/gesellschaft/00074/02391/index.html>

spielen (Gensicke/Klages 2002). Für Engagierte ist es wichtiger, dass das Ehrenamt zu ihrer momentanen Lebenslage passt – gemäss dem Prinzip der biographischen Passung (Jakob 1993) – und nicht unbedingt zu tradierten Werten und Normen.

In diesem Kapitel wird die Motivationsfrage gestellt und versucht, sie auf die Freiwilligenarbeit einerseits und auf das Sozialzeit-Engagement andererseits anzuwenden. Dabei werden wir auf das Begriffspaar intrinsisch und extrinsisch stossen. Zwei Konzepte, wie sie in der Psychologie zur Erklärung eines Antriebs zur Tat verwendet werden. Eingehend wird die These debattiert, dass eine Bezahlung (als extrinsischer Stimulus) die intrinsische Motivation beeinflusst bzw. sie in ihrer Wirkung abschwächt oder gar ersetzt. Diese Thematik ist unter dem Gesichtspunkt, dass das Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute St.Gallen mit dem Anspruch einer bezahlten Freiwilligenarbeit auftritt, für die weitere Diskussion entscheidend.

4.1 Die Motive Freiwilliger

Im Freiwilligen-Monitor 2010 wurden die Motive der Freiwilligenarbeit sowohl für den informellen als auch für den formellen Bereich erfragt. Aus der Fülle an genannten Beweggründen kristallisieren sich drei bestimmende Faktoren heraus. Davon umfassen zwei eher selbstbezogene Motive, während ein weiterer für uneigennützige Werte und Überzeugungen steht (Stadelmann-Steffen et. al 2010:89). Für den Faktor «Erlebnisorientierung» sind Freude an der Tätigkeit und das Sammeln positiver Erfahrungen massgebend. Der Faktor «subjektive Orientierung» umfasst Nutzen-Motive, also das Verfolgen eigener Interessen, die Verbesserung der eigenen Position in der Gesellschaft oder innerhalb des Berufs. Für den Faktor «Werte und Überzeugungen» spielen persönliche Glaubenssätze und eine soziale Ader die Hauptrolle.

Wichtig hervorzuheben ist, dass bei dem für den Freiwilligen-Monitor untersuchten formell freiwilligen Engagement der monetäre Aspekt eine Nebenrolle spielt. 43 Prozent gaben (2009) an, Anerkennung lediglich in Form von Weihnachtsessen etc. zu erhalten. Weitere Entschädigungen sind Weiterbildungsmöglichkeiten (14 Prozent), pauschale Aufwandsentschädigungen (13 Prozent), eine geringfügige Bezahlung (11 Prozent), Zeugnis oder Ausweis (7 Prozent), Sitzungsgeld oder Honorare (6 bzw. 4 Prozent). Gar keine Entschädigung erhalten 36 Prozent. Es sind meist symbolische Entschädigungen im Sinne einer immateriellen Anerkennung Ausschlag gebend (ebd.:91). Die Option «Lohn», die im Fall eines Sozialzeit-Engagements gelten würde, wird hier also nicht in die Beurteilung der Motivation einbezogen, weswegen die Resultate des Freiwilligen-Monitors für die vorliegende Studie nur eine begrenzte Aussagekraft besitzen.

4.1.1 Altruistische und egoistische Motivation

Motivation kann nicht für sich betrachtet werden, sondern steht zwingend in einem Verhältnis zu einer Tätigkeit. Ausserhalb dieser Beziehung ist Motivation inexistent. Auch ein Motiv kann man nicht haben, ohne dass es sich auf etwas bezieht, das dadurch angestossen wird. Im Zusammenhang mit Freiwilligenarbeit spielt die Erkundung von Motivation und Motiven eine bedeutende Rolle. Aus psychologischer Sicht lassen sich Motive sehr grob in zwei Gruppen unterteilen: in altruistische (oder gemeinnützige) und in egoistische (oder eigennützige). Das beiden Gemeinsame ist, dass es immer um die Befriedigung von Bedürfnissen geht, nur sind es im einen Fall die Bedürfnisse anderer (Altruismus) und im anderen Fall die eigenen

(Egoismus). Dies sind die beiden Kategorien, die für die Auswertung der Motivationsfrage bei den Interviews verwendet wurden.

Hier ist aber zugleich eine Einschränkung angebracht, denn in der Freiwilligen-Debatte spielt das Gegensatzpaar Altruismus und Egoismus eine Rolle, die ihm möglicherweise gar nicht zukommt. Auf jeden Fall zeigt sich in Befragungen regelmässig, dass altruistische und egoistische Motive nahezu immer nebeneinander genannt werden und beide «Motivgrossgruppen [...] von den Freiwilligen oft in kongenialer Weise miteinander verknüpft» werden (Schüll 2006:316). Eine solche Haltung scheint aber widersprüchlich, da das eine als die Negation des anderen konzipiert ist. Doch ist diese Sichtweise laut dem Psychologen Mario von Cranach (2008:143) blind dafür, dass der Mensch sowohl zur Kooperation als auch zum Wettkampf angelegt ist. «Der Einsatz für das Wohl des Anderen dient zugleich auch dem eigenen Wohlbefinden» (ebd.). Es ist kein Entweder-oder, entweder altruistisch oder egoistisch. Es ist immer ein Sowohl-als-auch.

4.1.1.1 Exkurs über den Homo Oeconomicus

Die Rational Choice-Theorie geht von einem rational abwägenden Individuum aus. Die Interessenbefriedigung gilt dabei als grundlegende Verhaltensmaxime (Schmidt 2009:141). Der Ökonom David Collard zum Beispiel sieht eine vermeintlich altruistische Tätigkeit wie Geldspenden als ein (nicht-selbstbezogenes) nutzenmaximierendes Verhalten. Zu viel Altruismus wäre laut Collard schlecht, weil dann die eigenen Interessen auf der Strecke blieben. Für ihn lässt sich der Altruismus als eine Art Selbstliebe verstehen, wodurch die ökonomische Grundannahme beibehalten wird, dass sich menschliches Verhalten grundsätzlich am Eigennutzen orientiert. Dieser das Eigennutzen verfolgende Homo Oeconomicus ist laut Collard nicht neidisch, böse oder sonstwie negativ, ebenso wenig wie er zu Liebe oder Sympathie fähig ist. Er ist «wundervoll neutral gegenüber anderen. Er ist nur interessiert an dem Bündel von Gütern und Diensten, das er erhalten kann» (Haller 1999:395). Derlei utilitaristische Betrachtungsweisen haben profunde Kritik provoziert [14].

Unentgeltliche Arbeit und die Menschen, die sie leisten, werden dabei zum Gegenstand «einer besonderen Lehre der Interpretation menschlichen Redens und Handelns, die nach versteckten, unredlichen Motiven hinter allem sucht, was Menschen tun, wenn sie sich um den gemeinen Nutzen kümmern, statt Geld zu verdienen» (Siegenthaler 2006:29). Es würde zu weit führen, auf diese Debatte hier einzugehen. Ein viel versprechender Weg scheint mir jener von Schulz-Nieswandt zu sein, der hinsichtlich des Verstehens von Motiven des Handelns eine lebensweltlich-biographische Perspektive vorschlägt und verdeutlicht, dass «das Handeln von Menschen immer aus sozialen Relationen und normativen Sinnkontexten heraus zu verstehen ist. Der Mensch ist immer nur als Knotenpunkt sozialer Beziehungen (homo socialis relationalis) zu verstehen» (Schulz-Nieswandt 2011:78). Es gibt eine psychologische Spanne zwischen Eigensinn und Gemeinsinn, einen bipolaren Spannungsbogen, der jedoch nicht beseitigt werden kann, sondern der gelebt werden muss. «Es geht um das Gelingen des Managements elementarer Ambivalenz in der aufgabenorientierten Lebensführung von Menschen im Lebenslauf» (ebd.:124).

[14] So schreibt z.B. Bourdieu (1994:144), dass seine ganze Arbeit in der Zurückweisung dieser Position bestehe, wobei nicht ganz klar wird, ob er die Aussage auf dieses Buch oder auf sein gesamtes Oeuvre bezieht.

Der Verhaltensforscher Michael Tomasello hat aufschlussreiche Überlegungen über die Natur des Helfens angestellt. Er versucht zu begründen, warum es für den (heranwachsenden) Menschen notwendig sein könnte, sein Eigeninteresse nicht konsequent – oder sogar: konsequent nicht – über das Interesse der anderen zu stellen. In Zusammenhang mit der Erörterung der Motivation von Freiwilligen kommt diesen Beobachtungen einige Bedeutung zu – allerdings nur dort, wo nach wie vor die Meinung herrscht, dass jegliche altruistische Handlung in Wirklichkeit einem verkappten Eigennutzen entspringt. Laut Tomasello gibt es vier Gründe zu glauben, warum das Helfen in der Natur des Menschen liegt:

- Es lässt sich schon bei Kindern zwischen 14 und 18 Monaten beobachten, noch bevor eine richtige Erziehung eingesetzt hat.
- Belohnungen scheinen das hilfsbereite Verhalten nicht zu steigern. Auch ein Ausbleiben von Belohnung hat keinen Effekt. «Konkrete Belohnungen leisten also nicht nur keinen unterstützenden Beitrag zur Entwicklung der Hilfsbereitschaft von Kindern, sondern könnten diese sogar untergraben» (ebd.:24).
- Auch Schimpansen zeigen ein solches Verhalten – ein Zeichen, dass dies nicht durch ein menschentypisches kulturelles Umfeld geschaffen wird.
- Kinder in eher traditionellen Kulturen, in denen die Eltern weniger in die Entwicklung ihrer Kinder eingreifen, zeigen das gleiche Verhalten (Tomasello 2010:22f.).

Den Sinn von Altruismus macht Tomasello an einfachen Gedankenexperimenten klar, zum Beispiel wenn gemeinsam ein schwerer Tisch in ein Zimmer getragen werden soll, dann gibt es ein gemeinsames Ziel, das gegenseitige Abhängigkeit schafft und ein Wir-Gefühl hervorruft. «In gemeinsamen kooperativen Handlungen wird die individuelle Rationalität – ich will den Tisch ins Wohnzimmer transportieren, also sollte ich X tun – zu einer sozialen Rationalität der gegenseitigen Abhängigkeit (...)» (ebd.:44). In der Entwicklung der Menschheit ging es weniger darum, Tische in ein Zimmer zu tragen, sondern um das gemeinsame Erlegen von Raubtieren, das zur Ausbildung eines kooperativen Verhaltens geführt hat. Treffen die Ableitungen aus diesen Beobachtungen zu, dürfen wir mit Recht an der egoistischen Natur des Menschen zweifeln. Rationalität und altruistisches Verhalten schliessen sich demnach nicht aus, sondern kommen im Gegenteil sehr gut miteinander aus.

4.1.2 Intrinsische und extrinsische Motivation

Über intrinsische und extrinsische Motivation ist schon viel geforscht worden. Fast immer sind die Studien psychologischer und mikroökonomischer Herkunft. Im Zusammenhang mit Freiwilligenarbeit werden diese Konzepte jedoch auch in der Sozialwissenschaft vermehrt angewendet, wobei es meistens um die Frage geht, wie stark sich eine Monetarisierung der Freiwilligenarbeit auf die Wahrnehmung der Arbeit auswirkt und inwiefern sie die Motivation der engagierten Person beeinflusst. Es handelt sich hier um eine notwendig gewordene Ergänzung einer einseitig ökonomistischen Betrachtungsweise, die davon ausgeht, dass es eine geradlinige Beziehung zwischen leistungssteigernden Mitteln wie Lohn und der Güte der geleisteten Arbeit gibt. Dem ist nicht (immer) so.

Bei einer Darstellung des Konzepts bietet die intrinsische Seite offenkundig mehr Schwierigkeiten als die extrinsische. Als extrinsisch wird etwas bezeichnet, das «von aussen» kommt.

Geld, Geschenke oder ähnliche materielle Güter sind extrinsische Quellen von Motivation; sie sind der von aussen an eine Person herangetragene Anstoss für ein bestimmtes Verhalten – zum Beispiel einer Arbeit nachzugehen. Eine extrinsische Motivation kann jedoch auch symbolischer Natur sein und Formen wie Lob und Tadel annehmen. Gemäss Frey und Osterloh (2002:39) dient extrinsische Motivation einer mittelbaren oder instrumentellen Bedürfnisbefriedigung. Geld zum Beispiel sei fast immer Mittel zum Zweck.

Die intrinsische Motivation ist komplexer. Hier stellt die Aktivität selber bzw. deren Ziel eine unmittelbare Bedürfnisbefriedigung dar. Sie entsteht aus einer Verbindung von Selbstbestimmung und Kompetenzerleben und fördert damit «freudiges Flusserleben» (ebd.).

«In diesen Fällen ruft die Aktivität selbst einen freudigen Genuss hervor und nicht das Erreichen z.B. der letzten Seite des Romans. Das Handlungsziel ist gleichthematisch mit dem Handeln. Zum zweiten kann es um das Einhalten von Normen um ihrer selbst willen gehen. Es können dies ethische Normen sein, denen man sich aus Einsicht in deren gute Begründung verpflichtet fühlt, wie die Norm der Gewaltfreiheit oder professionelle Ehrencodices» (ebd.:24).

Frey unterscheidet drei Formen der intrinsischen Motivation: 1. das Flow-Erlebnis (oder die Freude an der Arbeit), 2. das Einhalten der Normen um ihrer selbst willen (zum Beispiel auch aus ethisch-moralischen Gründen), schliesslich 3. das Erreichen selbst gesetzter Ziele als massgebender Stimulus für das Aufrechterhalten einer Tätigkeit (ebd.:24).

4.1.2.1 Belohnungen verdrängen die intrinsische Motivation

Ist eine Arbeit intrinsisch motiviert, wird sie unabhängig von einer Belohnungserwartung aufrechterhalten, weil die Freude an der Arbeit als solcher überwiegt. Tritt jedoch eine Belohnung hinzu, kann die intrinsische durch die extrinsische Motivation ersetzt werden. Dies allerdings nur, «if the reward is contingent on the performance; subjects who are paid a fixed positive amount, independent of their performance, do not display reduction in intrinsic motivation» (Gneezy/Rustichini 1998:793).

Es existiert eine Vielzahl an Experimenten, die diesen negativ gerichteten Effekt aufzeigen. In einer Metaanalyse aus insgesamt 128 Untersuchungen kamen die Autoren zusammenfassend zu dem Resultat, dass materielle Belohnungen einen signifikant negativen Effekt auf die intrinsische Motivation für interessante Aufgaben haben, während verbale Belohnungen positive Auswirkungen haben. Materielle Belohnungen verdrängen die intrinsische Motivation allerdings nicht, wenn sie unerwartet sind oder wenn sie unabhängig sind vom Verhalten. Die negativsten Effekte haben jene Belohnungen, die abhängig sind von der persönlichen Leistung von Individuen – also im Fall von Leistungslöhnen (Brunner 2005:33). Zu ähnlichen Schlüssen kommen auch Frey und Osterloh. Sie zeigen, dass der Verdrängungseffekt bei materiellen Belohnungen grösser ist als bei symbolischen, ebenso grösser bei erwarteten als bei unerwarteten, bei komplizierten Problemen als bei einfachen. Als Erklärung für dieses Phänomen nennen Frey und Osterloh im Wesentlichen die verminderte Selbstbestimmung: Jede Belohnung hat zwei Aspekte – einen informierenden und einen kontrollierenden, wobei der letztere das Gefühl der Fremdsteuerung verstärkt und der informierende Aspekt die interne Kontrollüberzeugung.

Was heisst das nun für das Sozialzeit-Engagement? Gibt es Hinweise darauf, dass die intrinsische Motivation durch den in Aussicht gestellten Lohn irgendwie beeinflusst und die Arbeit dadurch beeinträchtigt wird? Die Hinweise aus der experimentellen Forschung legen dies nahe, da der Lohn als externer Stimulus eine Erwartungshaltung generiert, die mit dem eigentlichen Inhalt der Arbeit nicht direkt in Beziehung steht. Allerdings ist bei Übertragungen von Laborexperimenten auf die Wirklichkeit Vorsicht geboten. In Bezug auf das Sozialzeit-Engagement bleiben diesbezüglich Fragen offen, die im Rahmen dieser Studie nicht beantwortet werden können. Bei der Auswertung der Interviews (im Kapitel 5.2) kann zumindest gezeigt werden, welchen Effekt die Bezahlung auf die Wahrnehmung der Arbeit hat.

5. Die Dimensionen des Sozialzeit-Engagements

Nachdem auf den vergangenen Seiten die Auseinandersetzung vor allem aus theoretischer Perspektive mit den aktuellen Erscheinungsformen von Freiwilligenarbeit, mit der Motivationsfrage und mit dem Modell Sozialzeit-Engagement geführt wurde, wird nun die Aufmerksamkeit auf die praktischen Seiten eben dieses Engagements gerichtet. Damit wird zum Kern der Studie vorgestossen. In diesem geht es um Fragen wie: Was bedeutet den Beteiligten ihr Engagement bei der Pro Senectute? Was motiviert sie? Wie schätzen sie die Bezahlung ein? Welchen Einfluss hat diese für die Einschätzung ihrer Arbeit? Was auf Grund fehlender vergleichbarer Daten nicht möglich ist, ist eine Abgrenzung zur Freiwilligenarbeit oder zur beruflichen Haushilfe. Es kann nur versucht werden, das Sozialzeit-Engagement aus sich heraus, das heisst aus den Äusserungen der beteiligten Personen, zu verstehen.

Dennoch musste für diese «Tauchgänge» über eine Auswahl von Themen entscheiden werden, um der Eigenart des Sozialzeit-Engagements Rechnung zu tragen. Die Bereiche, die für diese Studie untersucht wurden, sind: Motivation, Bezahlung und die Beziehung zu den Leistungsbeziehenden. Sie sind alle drei auf gewisse Weise miteinander verbunden. Die Motivation beleuchtet das, was die Personen (es sind, wie erwähnt, ausschliesslich Frauen) dazu gebracht hat, sich für diese Tätigkeit zu entscheiden, und was sie rückblickend dazu motiviert, die Arbeit auszuüben. Die Bezahlung ist vor allem unter dem Gesichtspunkt interessant, welchen Anteil sie an der Motivation hat und wie sie die Wahrnehmung des Engagements als einen freiwilligen Dienst verändert. Das Thema Beziehung schliesslich gibt Hinweise darauf, welchen Einfluss die mit dem Sozialzeit-Engagement angestrebte 1:1-Betreuungsform auf das Verhältnis zu den Leistungsbeziehenden (und wiederum zur Arbeit) hat.

5.1 Motive und Motivation

In diesem Teil geht es um die Suche nach Motiven, die einerseits dazu geführt haben, sich als Haushelferin in das Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute zu begeben, und die andererseits das fortdauernde Interesse an der Arbeit erklären. Zu diesem Zweck haben wurde in den Interviews möglichst unverfänglich die Frage gestellt, was einem «die Sache gebe». Es stellte sich heraus, dass sich Aussagen zur Motivation nicht nur im Umfeld dieser Frage, sondern über den ganzen Verlauf des Gesprächs verteilt finden lassen. Das ist wichtig. So können Aussagen in ihrem Kontext (zum Beispiel in der Erzählung über einen eindrücklichen Einsatz) verstanden und dadurch besser interpretiert werden. Die aus den Interviews entnommenen Aussagen wurden in zwei Kategorien geschichtet: in eher eigenbezogene und in eher

fremdbezogene Motive. In jede Kategorie fallen mehrere Motivgruppen, die die Komplexität der gesamten Motivationsfrage dokumentieren. In der Kategorie der eher eigenbezogenen Motive finden sich folgende Ausprägungen: Bestätigung durch das Engagement, der Wunsch nach Kontakt, die Freude am Lernen, das Bedürfnis nach einer Aufgabe sowie eine (innere) Bereicherung. Auf der Seite der eher fremdbezogenen Motive sind es das Mitleiden und die Freude an der Freude der anderen.

Das Thema Bezahlung spielte im Interview bekanntlich eine herausragende Rolle. Daher wurde entschieden, es gesondert zu betrachten und nicht in den Motivationskomplex einzubinden. Folgendes ist aber interessant: Im Leitfaden kam die Befragung der Motive zeitlich vor dem Eingehen auf die Bezahlung. Dennoch findet sich in den Motive-Äusserungen nirgends ein direkter Verweis auf den Lohn.

5.1.1 Eher eigenbezogen

5.1.1.1 «Man kommt unter die Leute»

Einige der Haushelferinnen heben den Kontakt mit den Leistungsbeziehenden als wichtig für die eigene Beziehung zur Aussenwelt hervor. Man komme so unter die Leute, wurde in den Interviews einige Male erwähnt. Manchmal spricht aus diesen Äusserungen möglicherweise auch eine Erfahrung der Isolation und der Wunsch, diese zu überwinden, sind doch viele der sozialzeitengagierten Frauen alleinstehend oder nicht (mehr) berufstätig. In dieser Situation befindet sich die nachstehend zitierte Haushelferin zwar nicht, dennoch ist der Ausschnitt instruktiv:

I: Inwiefern gibt es vielleicht auch einen Grund, dass es gerade in diese Richtung gegangen ist? Also jetzt wie dieses Sozialzeit-Engagement bei der Pro Senectute...

A: Ja, eben so Mitmenschenzeug... Also das, denke ich, liegt mir irgendwie ein bisschen. Also ich möchte jetzt nicht in ein Büro, für mich, abgeschlossen und einfach nur am Telefon oder irgend so... Geschweige denn, dass man dort vielleicht eine KV-Ausbildung haben müsste oder irgendwas... Ich habe einfach gerne den Kontakt. Das ist mir schon wichtig, dass ich irgendwie zu jemandem gehen kann und, ja, einfach Gespräche haben. Es ist halt ein Austausch und es kommt ein bisschen etwas retour. Also von dem her profitiert man schon auch.

Die Interviewte spielt den sozialen Aspekt erst herunter («so Mitmenschenzeug») und relativiert ihn mehrfach («irgendwie ein bisschen»). Erst über den Umweg ihrer Anti-Utopie als Büroangestellte kommt sie auf die Bedeutung des Kontakts zu sprechen. Anders, als es hier auf den ersten Blick den Anschein macht, ist der zwischenmenschliche Kontakt für das Sozialzeit-Engagement zentral: Über den Kontakt lässt sich all das herstellen, was für die Beschäftigten sonst noch von Bedeutung ist – von der Möglichkeit zu lernen, der Bereicherung im Alltag bis hin zum «Lebensinhalt» oder der «Therapie», die man darin findet. Für die Auswertung wurden nur Aussagen berücksichtigt, die den Kontakt explizit als Teil der Motivation hervorgehoben haben. Dabei ist insbesondere die mit dem Kontakt einhergehende Beziehung zur Kundschaft in höchstem Masse vielfältig und nicht immer widerspruchsfrei. Eine detaillierte Auseinandersetzung mit der Beziehung folgt deshalb in einem eigenen Kapitel (siehe 5.3).

5.1.1.2. «Man lernt natürlich so viel»

Der Umgang mit der Kundschaft ermöglicht den Haushelferinnen nicht nur sehr private Einblicke in deren oftmals nicht ganz einfachen Alltag, sondern auch den Zugang zu einem reichen Erfahrungsschatz. Es ist für die Qualität der gegenseitigen Beziehung von entscheidender Bedeutung, dass das Interesse an der zu betreuenden Person über die Verrichtung des Notwendigsten hinausgeht. Damit ein – im besten Fall reziprok produktives – Verhältnis entstehen kann, braucht es nebst einem weniger strikten Zeitregime auch die Bereitschaft, sich auf dieser persönlichen Ebene mit den Kundinnen und Kunden einzulassen. Ist ein Vertrauensverhältnis hergestellt und das Interesse an der Person geweckt, können sich intensive und fruchtbare Begegnungen ergeben.

«Also man lernt natürlich so viel... Also Erstens mal in der Generation lerne ich normalerweise keine neuen Leute kennen. Das ist etwas. Und ja... es ist einfach faszinierend die verschiedenen Lebensgeschichten, die dahinter sind und man kommt ja wirklich ins ganz Private rein.»

«Also ich hab auch das Gefühl ich profitiere davon. Ich hab schon im Kochen viel gelernt und ich interessiere mich schon auch noch für früher und da hör ich natürlich ganz viele Geschichten und Sachen. Ja, das ist spannend, man kommt auch sehr nahe an die Leute heran. Und das ist wirklich... ja, ist eine Vertrauenssituation auf beiden Seiten.»

«Vom medizinischen her lernt man extrem viel, vor allem in der Praxis natürlich, das hat mir schon sehr geholfen bei meinen eigenen Eltern und menschlich lernt man viel, von jedem. Jeder ist anders. Von dem her, obwohl es doch sehr anstrengend ist, ist das ein schöner Beruf.»

Die Beschäftigung mit der älteren Generation ist ein Thema, das häufig genannt und als sehr bereichernd empfunden wird. Die «faszinierenden Lebensgeschichten» gehen dabei über den blossen Unterhaltungswert hinaus, sondern können auch als eine Bereicherung des eigenen Lebens interpretiert werden, gerade wenn es dabei um persönliche Fragen wie den eigenen Umgang mit dem Alter geht. Der instrumentelle Nutzen, der sich über dieses Wissen erschliesst, liegt einerseits im Gewinnen von haushälterischen oder pflegerischen Fertigkeiten, die wiederum im privaten Rahmen eingesetzt werden können. Viel bedeutsamer ist aber, dass einem das enge Betreuungsverhältnis indirekt einen besseren Zugang zum Beispiel zu seinen eigenen Eltern und zu mehr Verständnis für deren Situation ermöglicht. Trotzdem darf das unterhaltende Moment («ganz viele Geschichten und Sachen») in seiner Bedeutung für das Sozialzeit-Engagement nicht missachtet werden. Es nährt die Lust am Austausch und lässt einen auch über viele Unannehmlichkeiten bei der Verrichtung der haushälterischen oder pflegerischen Tätigkeiten hinwegsehen oder diese besser ertragen. Es ist auch eine dokumentarische oder beinahe schon ethnologische Lust an der Erkundung der Vergangenheit und dem Wissen der Alten spürbar:

«Ich hätte nicht gedacht, dass man so viel über... ja, einfach über eine andere Generation lernt... Und ich habe jetzt gesehen, es gibt so viele verschiedene Arten. Das ist unglaublich. Und es ist ein Wissen vorhanden bei diesen Leuten, teilweise!»

«Es ist jedes Mal ein Geben und ein Nehmen. Also ich kriege wahnsinnig viel zurück. Ich finde einfach, das ist jetzt eine Generation, die so viel Erfahrung hat und die ist im Begriff, wegzusterben.»

5.1.1.3. «Ich will einfach noch eine Aufgabe haben»

Einige der Frauen sprechen im Interview sehr offen über die Umstände, die sie zum Sozialzeit-Engagement der Pro Senectute geführt haben. Meistens geht dem Entscheid eine Veränderung der familiären oder beruflichen Situation voraus. Frauen, die sich bereits in jüngeren Jahren engagieren, haben oft eine typische weibliche Erwerbsbiographie hinter sich. Die Asymmetrie bei der Familienarbeit ist ein wesentliches Merkmal: «Zwar sind die weiblichen Biographien vermehrt durch Erwerbsarbeit geprägt, umgekehrt haben bei den männlichen Biographien die Betreuungsarbeit und vor allem die Hausarbeit nur wenig an Bedeutung gewonnen» (Schilliger 2009:96). Das zeigt sich unter anderem darin, dass bei 85 Prozent aller Paare die Frau mehr als 60 Prozent der Haus- und Familienarbeit übernimmt. Eine partnerschaftliche Aufteilung wird nur in 11 Prozent der Haushalte praktiziert (ebd.). In Haushalten mit Kindern leisten Frauen faktisch rund doppelt so viel unbezahlte Betreuungs- und Hausarbeit wie Väter (BFS 2008). Im konkreten Fall heisst das, dass eine Mutter meist ihren zuvor ausgeübten Job zu Gunsten der Betreuung der Kinder aufgibt oder stark reduziert, auch um damit ihrem (in der Regel) besser verdienenden Ehemann in der Ausübung seines Berufs den Rücken zu stärken. Wenn die Kinder in ein bestimmtes Alter kommen, weniger direkte Betreuung benötigen, schliesslich aus der elterlichen Wohnung ausziehen, käme der Moment für einen beruflichen Wiedereinstieg. Dieser erweist sich aber oftmals als schwierig, das nahtlose Anknüpfen an den zuvor ausgeübten Beruf ist nach einem längeren Unterbruch entweder nicht realistisch oder nicht erwünscht.

I: Warum haben Sie sich damals entschieden, bei der Pro Senectute mitzumachen?

A: Das ist in einer Familienphase gewesen, in der unser Sohn (...) in den Kindergarten gekommen [ist] und dann habe ich mich nicht ganz ausgelastet gefühlt. Aber ich hätte jetzt auch nicht mehr so arbeiten wollen wir vorher, also da hab ich bei (Name der Firma, Anm. M.K.) gearbeitet und das sind halt 12-Stunden-Tage, ich wusste genau, das möchte ich nicht, wenn ich ein Kind habe. Und irgendwie einen doofen Job auf dem Büro machen wollte ich auch nicht. Und da habe ich gedacht: das ist jetzt ideal, wenn das Kind am Morgen so zwei Stunden weg ist, dann kann ich ein paar Stunden arbeiten gehen vielleicht in der Nähe, da hab ich auch noch etwas Abwechslung. Und so bin ich eigentlich reingekommen. Das ist eigentlich nie als ein längerfristiges Engagement geplant gewesen. Dann ist das Interesse gestiegen und dann hab ich auch die pflegerische Ausbildung noch gemacht.

In diesem Fall ging dem Engagement ein sehr aktives Berufsleben, gefolgt von einer längeren Phase als Erzieherin ihrer Kinder, voraus. An einer anderen Stelle sagt diese Frau, dass ihr Mann gut verdiene und sie eigentlich nicht arbeiten müsste. Dem Sozialzeit-Engagement käme hier die Funktion einer Bereicherung des nicht ganz ausgelasteten Alltags zu – weniger der Familienkasse. Ähnliche Aussagen wiederholen sich auch bei anderen Frauen. Meistens geht es um das Gefühl, nicht ganz ausgelastet zu sein («Ich wollte einfach etwas arbeiten, weil der Sohn in die Schule kam», berichtet eine andere Frau), oder auch darum, einer gefürchteten Leere im Alltag zu fliehen:

«Also wir hatten ja dieses Geschäft. Und ich sagte dann: Mir wird es langweilig. Wir hatten eine Konditorei. Mir wird es langweilig. Ich fange sofort etwas an. Ich will nicht zu Hause sitzen und nicht wissen, was anzustellen mit der Zeit.»

Der unmittelbare Anlass in diesem Fall war die Aufgabe des Geschäfts – ein gravierender Einschnitt, der nicht selten Ängste auslöst, auch dann, wenn die Pensionskasse gut gefüllt sein sollte. Die Frage ist: Was tue ich jetzt mit der freien Zeit? Wie sichere ich meine Tagesstruktur? Bin ich noch zu etwas gut? Mit solchen Fragen stand eine andere Frau vor ihrer Zukunft, bevor sie sich bei Pro Senectute zur Haushilfe meldete:

«Es ist eher ein gewisser Rahmen, den ich mir gerne gebe. Ich will nicht in den Tag hinein leben. Ich will einfach noch eine Aufgabe haben. Und ich habe auch gefühlt, wie wichtig das ist, auch für Pensionierte, für ältere Menschen, dass man eine Aufgabe hat.»

5.1.1.4 «Dass ich doch noch für etwas nützlich bin...»

Das vorherige Thema («Ich will einfach noch eine Aufgabe haben») bezog sich auf die Bestätigung aus der Arbeit. Das hier aufgeschlagene Kapitel bezieht sich vereinfacht gesagt auf die Bestätigung durch andere. Dieses Gefühl, das die Haushelferinnen durch Einsätze bei ihrer betagten Kundschaft erhalten, wird von einigen Haushelferinnen fast emphatisch hervorgehoben. «Ich brauche diese Leute», sagt eine der interviewten Frauen, «es ist auf eine Art mein Lebensinhalt». Die Anerkennung durch den Anderen muss also vorausgesetzt sein, um sich in dem, was man tut, bestätigt zu fühlen. Die Haushelferin konstruiert hier ein Beziehungsmuster, das die Bedürftigkeit oder sogar Abhängigkeit des Kunden oder der Kundin voraussetzt. In diesem Arrangement fühlt sich die Haushelferin in einer Position, die zu starken Gefühlen Anlass gibt:

«Also ich hab immer gesagt, mir ist es egal, putzen zu gehen, aber ich würde nie zu Leuten putzen gehen, die einfach zu faul sind. Weil das ist dann irgendwie so: du hilfst jemandem, der das vielleicht nicht schätzt, vielleicht schätzen sie es auch, aber sie könnten es auch selber machen. Hingegen die Leute, zu denen wir gehen, die brauchen das und die sind gottesfroh und diese Dankbarkeit einem gegenüber, die sie zeigen, die ist unwahrscheinlich und so erfüllend. Wenn ich nach zwei Stunden gehe, dann heisst es: danke, dass sie das und das gemacht haben und bis nächste Woche, ich freue mich jetzt schon wieder. Das ist das, was Freude macht.»

Man sollte nicht versuchen, diese Aussage zu psychologisieren. Es ist auf jeden Fall ein wichtiger Hinweis zur Interdependenz eines Betreuungsverhältnisses. Dort, wo keine Not herrscht, fühlt sich die Haushelferin auch nicht gebraucht und damit fehl am Platz. Die Arbeit erfüllt sie nur dann, wenn ihr Einsatz mit Dankbarkeit vergolten wird. Es handelt sich hier, anders gesagt, um eine Verschränkung von eigen- und fremdbezogenen Motiven, die sich wechselseitig aufeinander beziehen («...dass ich merke, dass die Leute Freude haben, dass ich da selber auch eine Befriedigung dabei habe»). Die Sinnggebung ihrer Arbeit hängt davon ab, wie stark sie selber das Gefühl hat, dabei gebraucht zu werden und «doch noch für etwas nützlich» zu sein. Obwohl das nicht durchgängig beobachtet werden konnte, ist es doch wahrscheinlich, dass dieses Muster einer derartigen Betreuungssituation normalerweise zugrunde liegt. Wobei immer auch die Gefahr besteht, die eigene fehlende Bestätigung im Alltag mit der Schwäche der zu betreuenden Person zu kompensieren, was zum sogenannten Helfersyndrom führen kann (Schmidbauer 2001).

5.1.1.5 «Es gibt mir wahnsinnig viel Sinn»

Die bis jetzt ausgezirkelten Bereiche, die die eher eigenbezogene Motivation der Sozialzeitengagierten beleuchten sollen, haben keine scharfen Ränder. Die Bereiche laufen ineinander über, färben aufeinander ab, beeinflussen sich gegenseitig. Das Gefühl nützlich zu sein, die Bestätigung über die Arbeit, der Kontakt mit anderen Menschen und der Gewinn durch eine Teilhabe an Wissen – sie stehen nicht nur für sich alleine, sondern sind auf vielfältige Weise miteinander verknüpft. Der möglicherweise grösste gemeinsame Nenner ist etwas, das hier als «innere Bereicherung» bezeichnet werden kann. Diese wird aus all den positiven Erfahrungen genährt, welche die Sozialzeitengagierten in ihren Einsätzen machen. Ein besonders anschauliches Beispiel stammt diesmal nicht von einer Haushelferin, sondern von einem älteren Herrn, der in speziellen Kursen Wissen aus Philosophie und Gesellschaft an seine ebenfalls älteren Schülerinnen und Schüler vermittelt:

«Ich habe das Gefühl, dass ich noch nie so glücklich war wie jetzt und ich glaube, das hängt auch damit zusammen, dass ich die Zeit nun wirklich so gestalten kann wie ich will und dass man eben nicht mehr auf das Geld angewiesen ist. Man hat ein bisschen Narrenfreiheit. Das ist eben auch etwas Schönes, ich muss auf niemanden mehr Rücksicht nehmen, Maskerade ist überflüssig, sonst muss man im Leben immer eine Maske aufsetzen, damit man irgendwie vorwärts kommt. Es gibt mir wahnsinnig viel Sinn und es wird mir auch nie langweilig. Ich fühle mich also total erfüllt von dieser Aufgabe. Ich muss nicht einfach ‚Daumen drehen‘ wie viele ältere Leute, die nichts mit ihrer Zeit anzufangen wissen.»

Nun kann man sich fragen, ob die in diesem Zitat geschilderte Haltung nicht mit dem «Aufgabe-haben-Wollen» identisch sei. Die Antwort wäre: nicht ganz. Die «innere Bereicherung» entsteht in diesem Beispiel weniger durch eine Struktur generierende Beschäftigung, die dem Alltag mancher Pensionierter abhanden zu kommen droht. Auch die Anerkennung, die er von seiner Klasse erhält, ist dafür nicht in erster Linie verantwortlich. Der Fokus liegt vielmehr auf dem «Sinn» und seiner das Selbstwertgefühl steigernden Tätigkeit angesichts einer möglichen Leere und Bedeutungslosigkeit. Dieses Sinngefühl ist theoretisch schwer zu

fassen. Der französische Soziologie Pierre Bourdieu hat es sehr schön in den Begriff «symbolisches Kapital» gefasst und wie folgt umschrieben:

«Die Jagd zählt, wie Pascal bemerkt, ebenso viel wie die Beute, wenn nicht sogar mehr, und im Handeln liegt ein Glück, das über die offenkundigen Gewinne – Lohn, Preis, Auszeichnung – hinausgeht; es besteht darin, der Gleichgültigkeit (oder Depression) zu entrinnen, beschäftigt zu sein, Ziele zu haben und sich objektiv, also subjektiv mit einem sozialen Auftrag versehen zu fühlen. Erwartet, umworben, mit Verpflichtungen und Verbindlichkeiten überhäuft sein heisst nicht nur der Einsamkeit oder Bedeutungslosigkeit entkommen, es heisst auf die kontinuierlichste und konkreteste Weise das Gefühl haben, für die anderen zu zählen, für sie, also an sich wichtig zu sein und in diesem permanenten Plebiszit in Form von ständigen Interessebezeugungen – Anfragen, Erwartungen, Einladungen – eine dauernde Daseinsberechtigung zu finden» (Bourdieu 2001:309).

5.1.2 Eher fremdbezogen

5.1.2.1 »Es ist nicht so lustig, alt zu werden«

Die eher eigenbezogenen Motive gelten mehrheitlich der Bereicherung der eigenen Lebenserfahrung oder der Erweiterung individueller Fähigkeiten. Im Unterschied dazu haben eher fremdbezogene (altruistische) Motive eine moralisch-obligatorische Grundlage. Eine gerade in sozialen Berufen zentrale Eigenschaft ist das Mitfühlen, das auf der Fähigkeit zur Empathie aufbaut. Dabei wird ein fremder Standpunkt eingenommen und als sein eigener vorgestellt. Die ausgelösten Gefühle werden dabei zum Handlungsimpuls. Es ist ein Konzept, wie man es auch in einer religiös inspirierten Ethik der Krankenpflege findet, wo das «Mit-Leiden als Basis einer moralisch verantwortungsvollen Pflege dargestellt wird» (Käppeli 2004:315).

Das in den Interviews geäußerte Mitgefühl gehört Personen, die alt und gesundheitlich oder seelisch angeschlagen sind. Oft können oder wollen sie nicht mehr aktiv am sozialen Leben teilnehmen, tendieren zum Rückzug und sind einsam. Einige der Haushelferinnen verstehen es daher als moralische Pflicht, sie nicht nur mit Essen zu versorgen oder ihnen den Haushalt zu machen, sondern auch noch Hilfe anderer Art zu leisten:

«Also ich denke, ich mache jetzt etwas, dass eine alte Frau sozial nicht so vereinsamt, obwohl sie den Mann noch hat. Das finde ich so schlimm.»

Die Hilfe besteht darin, für die andere Person da zu sein, eine Leerstelle zu füllen, das Gefühl zu vermitteln, dass sich jemand für sie interessiert. Die Haushelferinnen sind sich natürlich bewusst, dass sie selber einmal in eine Situation kommen könnten, wo die sozialen Bindungen nachlassen und der Bezug zur Aussenwelt mehr und mehr abhanden kommt. Mit ihrer Tätigkeit handeln sie also zugleich auch dieser Perspektive psychologisch entgegen, wie um sich selbst davor zu schützen:

«Motivation? Irgendwie einfach die gute Tat für diese Leute, die gerade das brauchen, womit man ihnen helfen kann, damit sie trotzdem das Leben zuhause in ihren eigenen vier Wänden weiterleben können. Und ich denke mir auch öfters, wir werden alle

auch alt, so Gott es will. Und ich denke mir einfach, wir würden auch gerne mit Respekt behandelt werden. Also ich denke oft, ja also mhm... Es ist nicht so lustig, alt zu werden. Weil du wirst gebrechlich, du hast dort ein Leiden, das funktioniert nicht und das ist nicht mehr gut und das kann man nicht mehr. Also lustig ist es nicht, das sagt mir jedes, jedes sagt mir, dass es nicht lustig ist, alt zu werden. Und so denke ich mir, dass man dann einfach das Leben irgendwie so angenehm wie möglich machen muss. Und wenn es jetzt nur mit dieser Hilfe ist: Dass ich hingehe weil sie sich nicht mehr bücken kann und nicht mehr staubsaugen kann, dann mach ich das doch. Dann hat sie Freude, die Wohnung ist wieder sauber, das eine ist wieder gemacht und das andere auch. Ich finde, ich bemühe mich eigentlich sowieso jeden Tag, dass ich eine gute Tat mache. Und ich denke, mit dieser Hilfe, die ich den Leuten gebe, mache ich immer eine gute Tat, ob es jetzt mit körperlichem Einsatz oder psychischem Einsatz ist.»

Auffällig an diesem Ausschnitt ist der Bezug zur «guten Tat», die sie als eine tägliche Verpflichtung ihrem Verhalten auferlegt. Mit ihrem Hinweis, dass man selber einmal in dieser Situation (der gebrechlichen Alten) sein könne und dannzumal gerne mit Respekt behandelt würde, formuliert sie das, was in der Soziologie als Reziprozität der Perspektive bezeichnet wird. Gemäss Theodor Litt erscheint dabei das Erleben des Einzelnen «in durchgreifenden Wechselbezügen mit dem Erleben anderer verschränkt» (Stegbauer 2002:99). Somit könnte man den Willen zur «guten Tat» als eine Bezugnahme auf dieses gesellschaftliche Urphänomen erklären, ohne Spekulationen über eine religiöse Gesinnung der Person anstellen zu müssen – die im Interview ohnehin verneint worden war.

5.1.2.2 «Die Frau war wieder froh, dass man gekommen ist»

«Hingegen die Leute, zu denen wir gehen, die brauchen das und die sind gottesfroh und diese Dankbarkeit einem gegenüber, die sie zeigen, die ist unwahrscheinlich und so erfüllend. Wenn ich nach zwei Stunden gehe, dann heisst es: danke, dass sie das und das gemacht haben und bis nächste Woche, ich freue mich jetzt schon wieder. Das ist das, was Freude macht.»

Natürlich muss auch hier wieder eine Verschränkung eigen- und fremdbezogener Motive konstatiert werden. Das ist keine Überraschung. In der letzten Zeit haben Forschungsergebnisse gezeigt, dass in Befragungen altruistische und egoistische Motive nahezu immer nebeneinander genannt werden und beide «Motivgrossgruppen [...] von den Freiwilligen oft in kongenialer Weise miteinander verknüpft» werden (Schüll 2006:316). Wenn das eigene Tun jemand anderem Freude bringt, entsteht daraus die Freude an der Freude der Anderen. Trotzdem ist das oben stehende Zitat, das bereits im eher eigenbezogenen Teil unter Kapitel 5.1.1.4 zitiert wurde, zugleich ein Beispiel für eine altruistische Gesinnung. Die Frau hilft einer Kundin im Wissen, dass die Ressourcen in diesem Verhältnis sehr ungleich verteilt sind. Hier ist sie, die körperlich in der Lage ist zu helfen, zu putzen, zu pflegen und – vor allem – danach wieder zu gehen und sich dem Leben draussen zuzuwenden. Dort ist die Kundin: alt, vergesslich, geschwächt, vielleicht vereinsamt und aufgrund all dessen auf fremde Hilfe angewiesen. Mit ihrer Tätigkeit arbeitet die Haushelferin an der temporären Wiederherstellung einer sozialen Balance. Die Freude und Dankbarkeit, die sie damit bei den Benachteiligten erzeugt, ist ein

weiterer Beweggrund. Insbesondere dann, wenn die Freude und die Dankbarkeit im Akt des Helfens auf die Helfenden übertragen werden können:

«Wenn man zum Beispiel mal so einen Brief bekommt, in dem sie schreiben, dass sie Freude haben daran, dass man all das für sie macht. Ich gehe auch immer mit einem ganz guten Gefühl wieder nach Hause. Ich denke dann: ja, jetzt konnte ich wieder helfen. Die Frau war wieder froh, dass man gekommen ist. Das, stellt mich auf'.»

5.2 Bezahlung

Die Vereinbarkeit von Freiwilligenarbeit und lohngleicher Entschädigung ist ein Thema, das nicht nur unter Fachleuten kontrovers diskutiert wird. Auch in unseren Interviews mit den Sozialzeitengagierten führte die Frage nach der Bezahlung zu einer gewissen Verunsicherung, wobei wir den Einstieg in dieses Thema beim Interview bewusst hinauszögerten. Fragen nach Bezahlung könnten, insbesondere im Zusammenhang mit einer als freiwillig verstandenen Tätigkeit, einen etwas hemmenden Einfluss auf die Gesprächsbereitschaft ausüben. Deswegen geschah die Einführung in diesen Bereich fast nebenbei über die Frage, wie viel man denn eigentlich so bekomme für sein Engagement...

Die in den Interviews geäußerten Einschätzungen zur Bezahlung lassen sich grob in drei Gruppen einteilen: eine positive, eine (eher) negative und eine neutrale. In den als negativ zu Buche schlagenden Äusserungen geht es, vereinfacht gesagt, um die Höhe des Honorars. Dabei wird kritisch angemerkt, dass der erbrachte Aufwand bei einer vergleichbaren, regulär bezahlten Tätigkeit besser entschädigt würde. Unter die neutralen Äusserungen werden vor allem Aussagen gefasst, die darauf hinauslaufen, dass dieselbe Tätigkeit auszuüben auch ohne Bezahlung denkbar wäre. Positive Rückmeldungen zur Bezahlung gehen, stark verkürzt, in zwei Richtungen: die eine betrifft den finanziellen Anreiz ganz allgemein, die andere hebt auf die dadurch steigende Wertschätzung der Arbeit ab. Es ist nicht verwunderlich, dass die Rolle des Geldes beim Sozialzeit-Engagement auch zu Irritationen führt. Diese müssen nicht offen zu Tage treten, sondern finden sich häufig auch in widersprüchlichen oder ambivalenten Äusserungen. Diesen wird in einem ersten Schritt nachgegangen, bevor auf die einzelnen Dimensionen der Wahrnehmung eingegangen wird.

5.2.1 Bezahlte Freiwilligenarbeit – eine Verwirrung

Auch wenn in der Anstellungs- und Arbeitsordnung für Sozialzeit-Engagement in der Haushilfe unter 1.1. die Mitwirkung als «eine Form von Freiwilligenarbeit» bezeichnet wird, gibt es Zweifel an dieser Klassifizierung, die, wie wir wissen, landläufig als mit einem komplett oder doch nahezu honorarfreien Einsatz verbunden wird. Der Verdacht, dass es sich hier eben nicht um Freiwilligenarbeit, sondern eher, um die Formulierung von vorhin aufzugreifen, um «eine Form von Erwerbsarbeit» handelt, lässt sich nicht auf den ersten Blick ausräumen. Eine gewisse Konfusion macht sich darüber auch bei den Sozialzeitengagierten bemerkbar. Die Haushelferinnen erhalten für ihre Einsätze ein Stundenhonorar von rund 18 Franken netto. Es handelt sich zwar um ein ziemlich geringes Entgelt, das sich jedoch von den üblicherweise symbolischen Beiträgen einer normalen Freiwilligenarbeit entscheidend abhebt. Das wird

vor allem dann offensichtlich, wenn man, wie das folgende Zitat zeigt, zuvor selber in einem Niedriglohnbereich gearbeitet hat:

«Ich muss jetzt sagen, als Floristin ist der Lohn nicht so hoch. Also dieser Unterschied... Also ich habe da eigentlich mit weniger gerechnet, weil es hat geheissen, ich würde noch entschädigt. Und ich habe gedacht: es wundert mich mal, was das ist. Ich war eigentlich überrascht, dass es so viel ist. Eben, ich meine als Floristin war man da nicht... war man nicht viel höher».

Obschon sie im Zusammenhang mit dem Sozialzeit-Engagement nicht von Lohn spricht, ist es die lohngleiche Entschädigung, die sie positiv überrascht hatte. Natürlich ermöglichte ihr der erlernte Beruf als Floristin zuvor eine Vollzeitbeschäftigung und damit gesamthaft einen höheren Verdienst. Als sie aufgrund ihrer neuen Rolle als Mutter nach einer Tätigkeit suchte, die sich besser mit dem Tagesrhythmus ihrer Kinder vereinbaren liesse, fand sie die Stelle als Haushelferin bei Pro Senectute als passend. In diesem biographischen Kontext ist es auch verständlich, dass sie sich nicht unbedingt von der Aussicht auf unbezahlte Freiwilligenarbeit zu der Tätigkeit verlocken liess. Das Entgelt spielte eben doch eine wichtige Rolle. Auf die Frage nämlich, ob sie auf ein Gehalt auch verzichten würde, antwortete sie etwas perplex, aber vierfach verdeutlichend negativ:

«Nein, dann... Nein, also etwas... Nein, dann würde ich etwas anderes suchen. Nein, also ich habe da schon nicht etwas gesucht, um die Zeit rumzubringen».

Als echter Ersatz aber taugt das, was sie als Haushelferin verdient, auch nicht. Überhaupt ist ihre Haltung ambivalent: «Also es tut einem schon gut irgend ein bisschen ein Sackgeld», sagt sie auf die Frage, wie wichtig es für sie sei, etwas zu bekommen. In dieser Einschätzung fällt das, was sich vorhin als entscheidend für ihr Engagement herausgestellt hat, in den Rang eines netten Nebenbei zurück. An einer anderen Stelle bezeichnet sie das, was sie tut, sogar als einen Luxus:

«Ja, es ist jetzt halt auch ein Luxus, dass man sich da nicht irgendwie wieder voll reinstürzt und irgendwas sucht, bei dem man... Ja, bei dem man mehr verdient. Also ich leiste es mir einfach ein bisschen. Ich weiss es auch nicht...»

Der Luxus besteht aus dieser Sicht darin, dass sie dem Sozialzeit-Engagement den Vorzug gegenüber einer beruflichen Verpflichtung gibt. Dadurch bekommt ersteres einen leicht negativen Beigeschmack – als etwas, das man sich nicht eigentlich leisten kann, es aber dennoch tut («ich leiste es mir einfach ein bisschen»). Dass sie es sich leistet, hat in dieser Lesart – und nur bezogen auf den finanziellen Aspekt – mehr mit Verzicht als mit Genuss zu tun.

5.2.2 «Ich nehme es gerne»

In den Interviews ergibt sich, dass die Bezahlung auf unterschiedliche Art als positiv empfunden wird. Zum einen leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Abgrenzung. Das Honorar markiert sozusagen die Grenze zwischen beruflicher Pflicht und privatem Kontakt, es erleichtert es den Engagierten, die in gewissen Fällen vielleicht als störend empfundene – aber in einem solchen Arrangement kaum zu verhindernde – Nähe zur Kundin auf eine professionellere Basis zu stellen: «Ich weiss einfach, da gehe ich arbeiten. Das ist eben nicht meine Tante. Das ist eine Kundin.» Das Thema der Abgrenzung ist etwas, auf das später beim Thema Beziehung (Kapitel 5.3) vertieft eingegangen wird.

Ein weiterer positiver Aspekt betrifft die Bezahlung als Grund für das fortdauernde Interesse am Sozialzeit-Engagement. Dies äussert sich unter anderem darin, dass die Frage, ob man sich den Einsatz auch ohne entsprechende Vergütung vorstellen könnte, häufig verneint wird. Dabei steht zwar nicht das Geld als primäre Motivation im Vordergrund, aber es wird als Teil eines Systems verstanden, mit dem man sich bei Vertragsunterzeichnung einverstanden erklärte und an dem nun, in einer Mischung aus Gewohnheit und Berechnung, festgehalten wird.

«Also ganz unentgeltlich glaube ich nicht, dass ich es machen würde. Und ansonsten nicht in diesem Umfang. Ein bisschen was muss ich dazu verdienen, weil ansonsten müsste ich mich einschränken.»

Der Anteil an Berechnung darf indes nicht überschätzt werden. Oft ist in den Interviews die Rede von einem Zustupf, von einem Sackgeld (das hier aber meist negativ gemeint ist), von einem willkommenen Nebenverdienst, mit dem man sich zum Beispiel die Ferienkasse oder die AHV-Rente aufbessert. Natürlich steigt der mit dem Sozialzeit-Engagement erwirtschaftete Beitrag zu den Lebenshaltungskosten umgekehrt proportional zur Höhe bzw. Tiefe des Einkommens. Es ist in der Verantwortung von Pro Senectute, dass diese Schere nicht zu weit auseinanderklafft und damit unerwünschte Abhängigkeiten produziert. Es scheint aber, zumindest bei den von uns geführten Interviews, kein solcher Fall vorzuliegen. Dafür gibt es Formen moderater Abhängigkeit, wie folgendes Zitat deutlich macht:

«Ich hätte auch eine andere Freiwilligenarbeit gesucht. Aber es [das Geld] hat auch ein wenig hineingespielt. (...) Ich bin allein erziehend gewesen und ich hatte keine Alimente. Darum war ich eigentlich ziemlich froh, dass es da etwas gibt. Aber nicht nur. Also ich hätte sonst auch Freiwilligenarbeit gesucht.»

Weiter hat die Bezahlung einen markanten Einfluss auf die Wahrnehmung der Arbeit. Das ist eine weitere wichtige – aber natürlich keineswegs überraschende – Erkenntnis, die sich aus den Interviews herauslesen lässt. Zum einen ist das die Aufwertung durch Wertschätzung. Sie geschieht in beide Richtungen – in die Richtung der Sozialzeitengagierten (Selbstwahrnehmung) sowie in die Richtung der Kundschaft (Fremdwahrnehmung des Engagements). Ein Beispiel für die positive Wirkung auf die Selbst- sowie auf die (vermutete) Fremdwahrnehmung:

«Es gibt einem natürlich schon irgendwo einen Antrieb. Und ich habe auch das Gefühl, dass die Teilnehmer es auch ernster nehmen. Wofür man nichts bezahlt, hat man oft nicht eine grosse Wertschätzung übrig.»

Dahinter steckt die häufig geäusserte Vorstellung, dass eine gratis verrichtete Tätigkeit einen geringeren Stellenwert hat, als wenn dafür Geld geflossen wäre («Was nichts kostet, ist nichts wert»). Dieser Gedanke kommt bei einer anderen Person als Warnung verkleidet daher:

«Weniger [bezahlen], das sollten sie nicht. Es entwertet einfach die Arbeit heutzutage, es ist einfach so. Es ist schlimm, aber mich dünkt es.»

Dass ausbleibendes Gehalt eine geleistete Arbeit entwertet, ist eine häufig gehörte Meinung. Auf der Ebene normaler Erwerbsverhältnisse können wir davon ausgehen, dass es sich tatsächlich so verhält – da Löhne schliesslich einen zentralen Aussagewert über den Aufenthaltsort im sozialen Raum darstellen. Hier ist weniger weniger. Dies gilt für Freiwilligenarbeit aber gerade nicht. Sie gewinnt einen wichtigen Teil ihres Werts dadurch, dass sie eben nicht entlohnt ist: also weniger = mehr. Zumindest lässt sich dies in symbolischer Hinsicht behaupten. Eine Erklärung für die in den Interviews gemachte Verknüpfung von Wertschätzung und Bezahlung wäre die bereits angesprochene unklare Grenzziehung zwischen Erwerbs- und Freiwilligenarbeit, wie sie beim Sozialzeit-Modell von Pro Senectute durch eine an Erwerbslohn hinanreichende «Entschädigung» geschieht. Das Honorar scheint hier den Tarif bezüglich seiner Wahrnehmung als Arbeit mit Erwerbscharakter durchzugeben.

5.2.3 «Ein wunder Punkt»

Negative Urteile über die Bezahlung für das Sozialzeit-Engagement sind meist relational zu werten: also in Bezug auf die Höhe des Honorars im Vergleich zur normalen Erwerbstätigkeit.

«Von dem Lohn, den wir kriegen, das ist ja weniger wie eine Putzfrau bekommt und es ist ja eigentlich anstrengender und fordert einen mehr. Von dem her denke ich: ja gut, es sollte wenigstens der Lohn von einer Putzfrau sein. Im Vergleich, wenn ich jetzt ein Auto waschen würde, dann würde ich mehr kriegen als wenn ich einen Menschen wasche. Von dem her stimmt es nicht ganz». (lacht)

In dieser Äusserung wird das Honorar als Lohn konzipiert und entsprechend in Bezug zu vergleichbaren und normal besoldeten Tätigkeiten auf dem Arbeitsmarkt gebracht. Die Bezahlung wird also nicht als etwas Negatives verstanden, sondern es wird – im Gegenteil eine Unterbezahlung moniert. Die Argumentation stützt sich dabei auf die Tatsache, dass eine Haushilfe durchaus mit komplexen und fordernden Arbeiten konfrontiert ist, die darüber hinaus eine gewisse Verantwortung mit sich bringen (Menschen statt Autos waschen). Dem lässt sich kaum widersprechen. Dabei ist sich die Person, die auf diesen Umstand aufmerksam macht, durchaus bewusst, dass dies nicht automatisch in Form eines höheren Lohns in Rechnung gestellt werden kann, sondern komparativ bewertet werden sollte. Spiegelbildlich zur Feststellung von vorhin, dass Geld als eine Währung für Wertschätzung von Arbeit fungiert, wird in diesem Vergleich eine mangelhafte Bezahlung als abwertend verstanden.

Mit dieser Haltung ist sie nicht allein. Eine andere Haushelferin gibt zu bedenken, dass man «nicht wirklich an ein Ende» komme «mit dem Lohn, den man hier verdient». Noch dazu, da die Vergütung per Stundenlohn gewisse Sicherheiten ausschliesse: Zum Beispiel, wenn man in die Ferien gehe oder Aufträge ausblieben. Dies alles setzt voraus, dass das Sozialzeit-Engagement im Bereich Haushilfe mit dem Anspruch einer gewissen finanziellen Einträglichkeit daherkommt. Und es kommt wiederum darauf an, welche Erwartungen an diese Form des Engagements herangetragen werden. In dieser Konstellation entscheidet sich dann, ob die Bezahlung als eher positiv oder als eher negativ angesehen wird. Extrem vereinfacht liesse sich das so darstellen:

Tiefes Salär + hohe Erwartung = negative Reaktion

Hohes Salär + tiefe Erwartung = positive Reaktion

Irgendwo zwischen diesen beiden Polen ist das Sozialzeit-Modell für die Haushilfe anzusiedeln, wobei es, wie gesehen, durchaus ambivalente Reaktionen hervorruft. Ist man geneigt, seine Arbeit mit verwandten Berufen wie einer Haushelferin in Erwerbsarbeit oder einer Raumpflegerin zu vergleichen und daraus eine entsprechende Erwartungshaltung abzuleiten, wird man die Lohndifferenz tendenziell als störend empfinden. Betrachtet man seinen Einsatz hingegen eher im Geiste der Freiwilligkeit, dürfte die Bezahlung kaum Anlass zur Unzufriedenheit geben – sofern nicht die Meinung einer Unvereinbarkeit von Freiwilligenarbeit und Bezahlung vorherrscht. Da dieses Argumentationsmuster in keinem unserer Interviews aufgetaucht ist, lässt sich die Vermutung aufstellen, dass die Bedenken vor einer Denaturierung von Freiwilligenarbeit durch Monetarisierung in der Praxis weit weniger verbreitet sondern in erster Linie Gegenstand einer bestimmten Diskursgemeinschaft ist.

Keinen Stundenlohn, dafür eine pauschale Aufwandsentschädigung erhalten jene Sozialzeitengagierten bei Pro Senectute, die in einem anderen Bereich als der Haushilfe tätig sind. Eine Wandergruppenleiterin sprach im Interview unumwunden von einem «wunden Punkt», als die Sprache auf die Entschädigung kam. Besonders störte sie sich an der Bezeichnung als «Lohn» für etwas, das sie, Vorbereitungsarbeiten inklusive, jeweils mehrere Stunden beanspruche, das ihr aber lediglich mit 30 Franken vergütet würde. «Also das müssten sie einfach mal anders regeln. Das ist doch einfach kein Lohn», bemängelt sie, und: «Man könnte das vielleicht anders benennen als als Lohn. Als Lohn hats einfach einen schlechten Beigeschmack. Niemand arbeitet für 3 Franken in der Stunde». An einer anderen Stelle fällt das Wort «Degradierung».

Obwohl das tiefe Salär der Wandergruppenleiterin bei ihr nicht mit einer hohen Erwartungshaltung einhergeht, ist die Reaktion stark negativ. Dazu trägt offenbar nicht alleine die Höhe des Salärs bei, sondern vor allem dessen Klassifizierung als Lohn mit all seinen Implikationen in Form von Lohnausweis und AHV-Abzug. Dadurch fühlt sie sich dazu angeregt, das «Einkommen» auf die tatsächlich aufgewendeten Stunden umzurechnen, was zu einem entsprechend tiefen Stundenansatz führt, den sie so nicht akzeptieren kann. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang vor allem folgende Erklärung:

«Weil da hat es auch Mannen dabei, die haben sicher 50 Stutz oder mehr gehabt in der Stunde. Als sie noch gearbeitet hatten. 50 ist jetzt sogar noch tief gegriffen. Also da gibt es sicher solche, die sind bei über 100 gewesen. Und jetzt hat der einen Lohn, Lohnausweis, wo er sagen muss: das hat nicht einmal mein Buezer gehabt... Also dort stören sich viele daran.»

In dieser Darstellung ist deutlich zu sehen, wie der Lohn als statusrelevantes Distinktionsmerkmal wirkt. Das Problem ist nicht, dass der Chef-Lohn und das Sozialzeit-Entgelt so weit auseinander liegen. Das ist unbestritten. Erst die Tatsache, dass man sich – lohnmassig – auf einem Niveau weit unter dem bewegt, was man einst seinen eigenen Angestellten (Büezern) bezahlen musste, macht die Sache offenbar stossend. Eine einfache Lösung wäre nach Auffassung der Helferin, den Einsatz lediglich mit Spesen abzugelten oder eine andere, lohnunabhängige Form der Anerkennung zu finden.

5.2.4 «Ich mache es auch freiwillig»

Als eine neutrale Position werte ich Äusserungen, die der Bezahlung keinen entscheidenden Stellenwert für (oder auch gegen) die Entscheidung zum Engagement als Haushilfe einräumen. Diese Haltung setzt eine positive bis sehr positive Einstellung gegenüber der Arbeit bzw. den Kundinnen und Kunden voraus. Und dies wiederum eine gewisse Erfahrung. So erzählt eine Haushelferin, dass sie zu Beginn ihrer Tätigkeit eigentlich «schon noch gerne ein bisschen Geld» verdient habe. Heute jedoch, fährt sie fort, wäre es ihr egal, wenn sie nichts bekommen würde, denn sie hat die Arbeit «eigentlich so gerne». Dieses globale Bekenntnis schränkt sie jedoch gleich etwas ein, indem sie verdeutlicht, dass sie dann aber nur zu jenen Leuten gehen würde, die ihr «etwas geben. Also wo einfach ein gutes gegenseitiges Verhältnis ist und dann würde ich es auch gratis machen». Ähnlich sieht das eine andere Haushelferin, die sich unbezahlt allerdings nur einer Person annehmen würde: «Also übertreiben tu ich's nicht». Natürlich müssten für eine korrekte Beurteilung die aktuellen Umstände wie die familiäre und finanzielle Situierung der betreffenden Personen mitberücksichtigt werden, ebenso wie die Höhe der Opportunitätskosten im Falle eines Honorarausfalls. Das heisst: Wie schwer wöge der entgangene monetäre Nutzen, wenn dafür das Projekt Freiwilligenarbeit aufrechterhalten werden könnte?

«Ich bin zur Pro Senectute hingegangen und habe gesagt, dass ich etwas machen wolle. Ich habe gesagt, dass ich keine Entschädigung brauche, dass ich es von mir aus mache. Sie haben mir dann gesagt, dass ich das nicht machen dürfe. Das wollten sie gar nicht. Sie müssen etwas nehmen. Wir müssen Sie bezahlen. So ist das gegangen. Es würde für mich also gar nichts ändern, nein, ganz sicher nichts, nein.»

Es ist an diesem Fall zumindest nicht ganz überraschend, dass ihr Entschluss, bei Pro Senectute als Haushilfe anzufangen, zeitlich mit ihrer Pensionierung zusammenfiel. Heute, zehn Jahre später, nimmt sie nur noch einen Einsatz pro Woche wahr (nebst anderen Tätigkeiten im unbezahlten Freiwilligenbereich). Wir dürfen davon ausgehen, dass die intrinsische Motivation, die Freude am sozialen Kontakt und einer sinnvollen Betätigung in ihrem Alltag einen weit höheren Stellenwert einnehmen als das, was sie dafür an finanziellem Gewinn erzielt.

5.3 Beziehung

In diesem Kapitel geht es darum, die Dimensionen der Beziehung zwischen Haushelferin und Kundin auszuleuchten. Welche Rollen werden eingenommen, welche Erwartungen sind vorhanden, wie gestaltet sich die Beziehung über die Dauer, vor welche Herausforderungen sehen sich die Haushelferinnen gestellt? In dieser Darstellung ist die Sicht der Kunden zwangsläufig ausgeblendet, da wir die Interviews nur mit Betreuenden führten.

Die Beziehungen zu den Kunden werden in der Mehrheit positiv geschildert, was nicht heisst, dass es nicht auch das Gegenteil davon gibt. In einem negativen Zusammenhang stehen vor allem Äusserungen über den Abschied, wenn die Leute ins Altersheim oder ins Spital gehen müssen oder wenn sie sterben. Solche als schwierig erlebte Stationen der Beziehung bedingt jedoch ein grundsätzlich von gegenseitiger Sympathie getragenes Verhältnis. Dies gilt auch für die schmerzhaften Momente, wenn die Haushelferinnen mit dem allmählichen körperlichen Zerfall ihrer Kundinnen oder Kunden konfrontiert werden. Besonders auffallend sind jene Stellen in den Interviews, wo die Notwendigkeit einer Abgrenzung thematisiert wird.

Die positiven Aspekte der Beziehung können in Nähe- oder gar Verwandtschaftsgraden angegeben werden. Da ist einmal die freundschaftliche Beziehung, die häufig auch mit einem Wechsel vom Sie zum Du einhergeht. Einen Grad enger wird die Beziehung, wenn ein Vertrauensverhältnis hergestellt ist, welches tiefe Einblicke in das Leben der Kundin erlaubt. Eine weitere Steigerung erfährt die Beziehung, wenn gar Vergleiche mit der Verwandtschaft gezogen werden. An diesem Punkt wird dann häufig die Abgrenzung wieder zum Thema, um die Beziehung zwischen Nähe und Distanz zu regulieren und einzurichten.

5.3.1 Kontaktaufnahme

Grundsätzlich gilt, dass jede Beziehung zwischen Leistungsbeziehenden und Haushelferin unter erschwerten Bedingungen aufgenommen wird. Kritisch ist die Situation in erster Linie für Kundinnen und Kunden, die ihre private Sphäre, aus welchem Grund auch immer, für die Hilfe von aussen öffnen müssen. Gewohnte Strukturen kommen ins Wanken, neue Abhängigkeiten entstehen, die das Selbstbild gefährden. Für die Haushelferinnen ist die Situation wiederum problematisch, da sie realisieren, dass die Grundlage ihrer Beziehung mit der Kundschaft diese kritische Komponente aufweist. Es ist daher besonders wichtig, dass das Verhältnis zwischen allen Beteiligten möglichst auf eine feste und vertrauensvolle Basis gestellt und damit normalisiert wird. Gute oder zumindest gut geschulte soziale Fähigkeiten sowie eine gewisse Erfahrung im Umgang in solchen Verhältnissen sind die nötige Voraussetzung dazu.

Natürlich ist es nicht so, dass die Haushelferin mit der Türe ins Haus ihres Kunden fällt. Dem Ersteinsatz gehen jeweils detaillierte Abklärungen voraus. Als Schnittstelle fungiert in jedem Fall die in dem betreffenden Einsatzgebiet zuständige Leiterin Haushilfe. Die Leiterin Haushilfe übernimmt vor Ort die Bedarfsabklärung, spricht mit Angehörigen und mit der zu betreuenden Kundin. Ihre Aufgabe ist es, aus dem Pool an ihr zugeteilten Haushelferinnen eine geeignete Person für den Einsatz zu finden und den Auftrag bis zu dessen Abschluss in der Rolle der Case-Managerin zu führen. Die Haushelferin ist also vorbereitet und mit ausreichenden Informationen versorgt, schon bevor es zum ersten Kontakt kommt. Der erste Kontakt sieht

immer wieder etwas anders aus. Zumindest für die Seite, die es zu betreuen gilt, schwingt damit vermutlich auch das Gefühl eines Eindringens mit. Das folgende Beispiel zeigt, wie eine erfahrene Haushelferin diesen Moment erlebte:

«Vor ein paar Wochen [hab ich] einen Einsatz gehabt, das ist so ein älterer Herr. Und bei dem hab ich gewusst, der will niemanden, also wirklich nicht. (...) Und dann komm ich hin und dann müssen ihm vorher noch seine Kinder eingebläut haben: Also wenn die Pro Senectute-Frau kommt, die musst du dann fragen, ob sie einen Kaffee möchte. Und dann hat er die Türe aufgemacht, ist unter der Tür gestanden, draussen im Gang, und hat gesagt: Grüezi, möchten Sie den Kaffee jetzt oder später? (lacht) Und das ist so herzig gewesen. Nach dem zweiten Mal hat er mir dann das Du angeboten. wir haben es ganz toll miteinander. Und das ist immer so schön, wie das aufturn kann mit der Zeit.»

In knappster Form und dennoch sehr anschaulich umreist diese Helferin hier den Verlauf ihrer Beziehung vom reserviert-unbeholenen Anfang bis zum offenen und vertrauensvollen Umgang im Heute. Das Bild des alten Mannes, wie er, den Eingang zur Wohnung abriegelnd, im Gang steht, markiert eindrücklich die zuvor angesprochene Unsicherheit. «Wir können nicht nicht kommunizieren», sagt Paul Watzlawick (1990:53) [15]. Die doppelte Negation deutet zugleich an, dass wir auch doppelt kommunizieren können und in der Verdoppelung die eine Aussage (unbewusst) gegen die andere ausspielen. In diesem Fall wird die vermeintlich als Einladung gestellte Frage nach dem Kaffee mit der Körperhaltung und der Position im Raum in ihr Gegenteil verkehrt. Sein Körper sagt etwas anderes als seine Worte. Aber der Körper lügt nicht. Die Haushelferin wusste (dank der zuvor erfolgten Information über ihren Kunden) über dessen Abneigung genau Bescheid. Das hat sie einerseits sensibilisiert und ihr die Komik dieser Situation deutlich werden lassen. Zugleich war es ihr dadurch möglich, die möglicherweise peinliche Situation nicht darauf beruhen (und dadurch bestehen) zu lassen, sondern mit Verständnis darauf zu reagieren.

5.3.2 «Wir haben wirklich ein herzliches Verhältnis»

Das freundschaftliche Verhältnis zeigt sich unter anderem an einem Wechsel vom Sie zum Du. Es wurde in den Interviews nicht näher ausgeführt, wer diesen Schritt jeweils initiiert und warum. Es ist jedoch auch möglich, dass eine Bekanntschaft schon vor dem Einsatz bestand. Aus logistischen Gründen werden die Haushelferinnen häufig in der Nähe ihres Wohnsitzes eingesetzt. Dass man sich da von früher kennt, ist manchmal unvermeidlich. In bestimmten Situationen ist diese Nähe erwünscht, in anderen explizit nicht. Im letzteren Fall kommt bewusst eine Helferin zum Einsatz, die in grösserer Distanz zur Klientin wohnt.

«Also es ist ein Arbeiten, aber es ist auch ein Stück weit eine persönliche Beziehung. Mit vielen bin ich ja per Du, weil ich sie von früher her kenne oder sie schon ganz am Anfang sagen: Ich bin die X, ich bin die Y und so. Es ist da nicht so ein starres Ding. Man hat es eigentlich mit allen sehr herzlich. Man nimmt mal einen Kaffee oder bekommt mal Trauben von ihrem Baum... sehr, sehr lieb.»

[15] Etwas ausführlicher heisst es in Watzlawicks ersten Axiom zur menschlichen Kommunikation: «Man kann nicht nicht kommunizieren, denn jede Kommunikation (nicht nur mit Worten) ist Verhalten und genauso wie man sich nicht nicht verhalten kann, kann man nicht nicht kommunizieren.»

Die Helferin zieht zwar eine Grenze zwischen ihrer Arbeit als Haushelferin und sich als Privatperson, versucht jedoch, diese durchlässig zu gestalten. Der Wunsch, eine etwas persönlichere Beziehung aufzubauen oder diese beizubehalten, ist ein wiederkehrendes Motiv in den Schilderungen. Wie erwähnt wurden in den Gesprächen die negativen Erlebnisse meist ausgespart, dafür wird umso mehr von einem Glücksfall gesprochen, jemanden zugeteilt bekommen zu haben, mit dem es harmoniert. Vielleicht wird dies deshalb so betont, weil es in Kontrast zu Erfahrungen steht, die man lieber ausblendet («Es gibt auch wahnsinnig eklige alte Leute zu betreuen, was nicht lustig ist, oder?»). Dagegen gestattet es ein freundschaftliches Verhältnis viel eher, über gewisse belastende Aspekte der Arbeit hinwegzusehen. Ein Du statt ein Sie, ein erleichterndes Lachen, ein Sich-Niederlassen zu Kaffee und Kuchen entspannt die Situation auf beiden Seiten und ist dazu geeignet, Normalität im Ungewohnten herzustellen.

«Bei jenen Leuten, mit denen ich es sehr gut habe, ist es fast so, als ob ich sie besuchen ginge. Wir haben dann einfach den Sauger, aber viele machen einen Kaffee und wollen noch reden.»

«Also jetzt auch mit dieser Frau, welche mir letzte Woche zusammengebrochen ist: Wir sind zwar per Sie, aber wir haben wirklich ein herzliches Verhältnis, also freudig und, und wir machen Witze... Ich denke oft, ich habe so ein Glück immer, dass auch wenn ich jemand Neues habe, es ist immer irgendwie eine gute Harmonie da. Nicht dass man denkt: Oh Mann, wo bin ich denn da hineingeraten. Also weisst du, es sind wirklich so liebe Leute und dankbar und herzig, auch weil die Tumor operierte Frau, die habe ich ja vorher nie gesehen, nie gekannt, aber wir hatten von Anfang an ein sehr schönes Feeling miteinander.»

Die Kommunikation zwischen den beiden Parteien ist entscheidend. Sie trägt wesentlich zur Qualität der Beziehung bei. Dabei ist das Betreuungsverhältnis, auch in der Haushilfe, grundsätzlich von einem Ungleichgewicht geprägt. Um den Rückzug und die Regression der Kunden zu verhindern, fordert der Pflegewissenschaftler Erwin Böhm mit seinem «Psychobiografischen Modell», die Lebensgeschichte und damit den Lebenswillen von Pflegebedürftigen über Gespräche zu re-aktivieren. Dies erfordert Interesse und Verständnis auch für deren soziokulturellen Hintergrund (Böhm 1999). In der Transaktionsanalyse nach Berne (1967) wird davon ausgegangen, dass bei Gesprächspartnern in einem Pflegeverhältnis grundsätzlich drei Ich-Zustände auftreten können: das Eltern-Ich (kritisch, stützend), das Erwachsenen-Ich (rational, vernünftig, neutral) und das Kind-Ich (spontan, verletzlich, bedürftig). Hilfs- und pflegebedürftige Menschen rutschen dabei leicht in das Kind-Ich, wobei noch vorhandene Ressourcen von der pflegenden Person oftmals übersehen werden. Die Folge ist eine zunehmende Hilflosigkeit und Abhängigkeit von den Betreuenden, die dazu neigen, das Eltern-Ich hervorzukehren und die Rolle von Ermahnern einzunehmen. Dieses Ungleichgewicht gilt es zu verhindern.

5.3.3 «Die hat mir Sachen erzählt, die nicht viele wissen»

Auch das Vertrauensverhältnis hat viel mit Kommunikation zu tun. Im Unterschied zum freundschaftlichen Verhältnis kommt es hier aber zu einer Auseinandersetzung auf einer Ebene, die auch intime Einblicke in das Privatleben erlaubt:

«Man lernt kaum einen Menschen persönlicher kennen. Man kommt in sein persönliches Umfeld und man spürt ihn ganz nah, näher geht ja nicht und man hört auch viel. Die reden ja viel und man kriegt auch viel mit. Familiengeschichten und was sie bedrückt und wo es weh tut. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es eine Arbeit gibt, wo man den Leuten noch näher kommt. Kann ich mir nicht vorstellen.»

Auffallend oft ist von Vertrauen die Rede. Die Haushelferinnen schätzen im Allgemeinen die Vertrauensbeweise, welche ihnen die Kundinnen mit dem Austausch intimer Details aus ihrem Alltag oder ihrer Vergangenheit geben. Für sie ist das ein Zeichen von besonderer Güte der Beziehung. Im Schutz der eigenen vier Wände geben die Kundinnen oder Kunden manchmal Dinge preis, «was nicht einmal die eigenen Kinder kennen», wie eine Haushelferin beeindruckt erzählt. Diese Offenheit und das geschenkte Vertrauen vergütet man zum Beispiel mit einem Einsatzwillen, der über das normale, von der Organisation geforderte Mass hinausgeht.

«Ich lebe mit ihnen. Ich gehe nicht hin und sage: Jetzt bin ich um neun Uhr hier und um elf bin ich fertig, jetzt gehe ich wieder, habe meine Arbeit gemacht, auf Wiedersehen, einen schönen Tag. Also ich bleibe dann halt länger. Je nach dem, ob sie noch etwas wollen, oder mache halt einen Dienst mehr, gehe zwischendurch noch etwas machen, weil wenn ich schon da bin, dann bin ich einfach da, dann liebe ich es einfach.»

Die Verwischung der Grenze zwischen Beruflichem und Privatem ist ein häufig thematisiertes Element in der Beziehung zwischen Haushilfe und Kunde. Anders als beim freundschaftlichen Verhältnis, wo es darum geht, eine gewisse Normalität herzustellen, ist der interpersonale Austausch beim Vertrauensverhältnis geprägt von Empathie und Mitfühlen. Es kann sein, dass die Haushelferinnen hier in eine Rolle nicht nur der netten Zuhörerin rutschen, sondern eine Ersatzfigur verkörpern, die – je nach dem ungewollt – einen bestehenden Mangel an Kontakt auszubalancieren helfen. Wichtig für eine Beziehung auf dieser persönlichen Ebene ist einerseits ein einigermaßen regelmässiges Besuchsintervall, das Wiedererkennen garantiert und Anknüpfen ermöglicht. Andererseits muss die Person einen Schritt von ihrer Rolle als Haushelferin weg in die Rolle der vertrauten Bezugsperson gehen. Dieser Schritt ist immer auch Bestandteil der normalen Beziehungsgestaltung innerhalb eines Auftrags. Was die Haushelferin ausserhalb davon an privater Zeit in Beziehungsarbeit investiert, rapportiert sie hingegen nicht. Es ist weder Verpflichtung noch Erwartung. Das Resultat könnte dann aussehen wie in folgender Schilderung:

«Der Mann, den ich habe, der Parkinson hat, spricht selten, gibt dir selten eine Antwort, aber er strahlt immer, wenn ich komme. Er hat auch schon gesagt: «Hoi duul!» (lacht) Jööh, so herzlich! Oder einmal hat er ganz langsam die Hand gehoben und seine Frau hat gefragt: «Was willst denn du jetzt machen?» Denn er ist zwischendurch recht aggressiv. Gegenüber mir war er's noch nie, aber gegenüber der Spitex ist er ziemlich aggressiv. Und dann hat er so eine Bewegung gemacht, dass ich mich runterbeugen soll. Und dann bin ich mit dem Kopf runter und dann hat er mir ganz langsam an die Stirn gelangt. Und dann sagt die Frau: «Jetzt nimmt es mich schon wunder, was du machen willst. Warum fasst du sie an?» Und er sagt: «Chrüützli gäh.» Er wollte mir ein Kreuz auf die Stirn machen. Ja, also bei ihm spürt man auch, dass er viel Freude hat.»

Dass der an Parkinson erkrankte Kunde unterschiedlich auf die Spitex reagiert, kann mehrere Gründe haben. Erstens arbeitet die Spitex hauptsächlich im Pflegebereich. In einem solchen Setting ist der Kontakt auf persönlicher Ebene – gerade wegen der in manchen Einsätzen intimen Pflegeverrichtungen – schwieriger herzustellen und womöglich auch weniger erwünscht. Zweitens sind die Mitarbeiterinnen von Spitex-Organisationen, wie bereits in Kapitel 2.1 beschrieben, zeitlich weniger flexibel. Ihr Einsatzplan erlaubt es kaum, sich noch zu Kaffee und Kuchen niederzulassen und ausserhalb ihres professionellen Rahmens die Beziehung zu vertiefen. Im Gegensatz dazu ist ein vertrauensvoller Umgang mit den Haushelferinnen der Pro Senectute durchaus üblich. Das Sozialzeit-Engagement gibt solchen Arrangements ganz bewusst Raum und fördert damit den zwischenmenschlichen Austausch.

5.3.4 «Das ist für mich eine Art Schwester»

Nochmals eine andere Qualität hat das Verhältnis zwischen Kundschaft und Haushelferin dort, wo es verwandtschaftliche Züge annimmt. «Eine Art Schwester», «wie ihre Tochter», «wie wenn ich irgendeine Tante besuchen ginge» – mit solchen Vergleichen geben die Haushelferinnen ihren Eindruck über die enge Beziehung wider, die sich über die Zeit zu einigen ihrer Kundinnen entwickelt hat. Diese Einschätzungen werden im Gespräch nicht weiter vertieft, so dass sich über die Natur dieser symbolischen Verbindung wenig aussagen lässt. Man kann sich aber vorstellen, dass die Haushelferinnen in ihren Einsätzen eine Schwelle überschreiten, die normalerweise nur engen Freunden oder Familienmitgliedern zu überschreiten gestattet ist. Es ist denkbar, dass die Leistungsbeziehenden damit auf eine altersbedingte Kontaktschwäche und die damit einhergehende Isolation reagieren. Die Integration der Haushelferin in die «Familie» ist wiederum nur möglich, sofern eine gewisse Regelmässigkeit des Einsatzes und Lockerheit im Umgang einhergeht. Die Nähe kann unter Umständen auch zu einer Verwirrung führen: «Sie hat inzwischen das Gefühl, wir sind verwandt, wahrscheinlich weil sie kann es nicht mehr richtig einordnen», erzählte eine Haushelferin von ihrer hochbetagten Kundin.

Das verwandtschaftsähnliche Verhältnis sollte man nicht nur als Resultat einer erfolgreichen Beziehungsgeschichte interpretieren. Es kann auch zu Problemen führen:

«Sie sagte mir am Anfang, sie würde mir am liebsten das, Du' antragen, aber sie wisse nicht... Ich habe gesagt, wir könnten das machen, wie wir wollten. Aber ich habe auch kein Problem, ihr, Sie' zu sagen. Und dann sagt sie, sie wolle einfach nicht, dass man dann im Dorf meine... Sie habe mal was gesagt: wie eine Tochter oder so... Ja, und dann hat sie scheinbar prompt von jemandem einen Anruf gekriegt, dass das zu weit führe.»

Dass hier die Massregelung von aussen kommt – von wem ist nicht überliefert – ist wohl eher die Ausnahme. Trotzdem werden hier die Grenzen der Beziehung zwischen Haushilfe und Kunde deutlich. Wenn es harmonisiert und auf beiden Seiten ein Vertrauensverhältnis besteht, ist das für beide Seiten ein Gewinn. Die Haushelferinnen sind sich jedoch durchaus bewusst, dass es Abstand braucht, auch um sich emotional zu schützen. Schliesslich müssen sie immer wieder von liebgewordenen Kundinnen oder Kunden Abschied nehmen. Wie im vorhergehenden Kapitel aufgezeigt wurde, ist das Mitleiden ein Bestandteil der (guten) Beziehung zwischen Haushilfe und Kunde. Je stärker der Bezug zur Person, desto schmerzhafter gestalten sich auch Momente wie diese:

«Ich weiss noch, meine erste Kundin, die ich wirklich wahnsinnig gern gehabt habe, bekam Probleme mit dem Magen und ist zum Arzt gegangen. Ich hab sie gefragt, ob sie mir dann vielleicht sagen würde, was sie hat. Am Nachmittag hat sie mich dann angerufen und gesagt: sie hat Magenkrebs und hat noch 4 Wochen zu leben. Als sie das sagte, ist sie so entspannt gewesen und ich hätte den ganzen Tag heulen können. Und als ich gefragt habe, was Sie nach dem Arzt gemacht hätte, erzählte sie, dass sie nachher in ein Cafe gegangen sei und ein Brötchen gegessen habe. Dann sei sie nach Hause gegangen. Das sei schon gut so, sie habe ja keine Schmerzen. Das war für mich verrückt...!»

5.3.5 «Man muss einfach sich auch abgrenzen können»

Die Abgrenzung zwischen ihrem Auftrag als Haushelferin und dem privaten Leben eines Kunden gehört zu den Aufgaben, die jede Haushelferin für sich selber lösen muss. Sie wird dabei von Pro Senectute allerdings unterstützt durch den Fachaustausch mit der Leiterin «Hilfe und Betreuung» und durch die Bearbeitung des Themenbereichs im Basiskurs und in Weiterbildungen. Das Bedürfnis nach Abgrenzung kann sich aus verschiedenen Gründen ergeben, zum Beispiel um sich vor dem Schmerz im Falle des Verlusts zu schützen, oder um sich gegen eine Kompetenzüberschreitung zu wappnen, da man rechtlich in einem Auftragsverhältnis steht. Letztere Haltung vertritt die Haushelferin in folgendem Zitat:

«Ich denke, eine gewisse Grenze muss man schon haben. (...) Aber ich versuche mir zu sagen: Ich bin einfach da für den Einsatz. Und sonst... müssen sie Bezugspersonen haben oder Angehörige oder... Sonst muss man es halt ansprechen und sagen: Ja, Sie müssen noch von jemand anderem Hilfe haben... Ich meine von dem her bieten sie auch anderes bei der Pro Senectute.»

Ein allzu nahes Verhältnis mit den Leistungsbeziehenden ist nicht im Sinne von Pro Senectute St.Gallen. Ihr Sozialzeit-Engagement ermöglicht und fördert zwar einen Bezug auf persönlicher Ebene. Wie Geschäftsleiter Thomas Diener ausführt, ist es aber auch im Sinn von Pro Senectute, wenn innerfamiliäre oder freundschaftliche Bande zur Unterstützung der formellen Hilfe aktiviert und gepflegt werden. Damit wird die Möglichkeit einer Vereinnahmung durch die Kundin minimiert.

An einigen Stellen nennen die Haushelferinnen auch die Bezahlung als ein Mittel, sich gegenüber ihren Kunden zu positionieren. Dabei übernimmt das Geld die Funktion eines die Abgrenzung legitimierenden Markers:

«Irgendwie habe ich das Gefühl, es ist dann mehr wie ein Abgrenzen. Ich weiss einfach, da gehe ich arbeiten. Das ist eben nicht meine Tante. Das ist eine Kundin. Und wenn ich zuhause bin, dann will ich auch nicht, dass mich jemand ständig anruft, weil ihr noch was in den Sinn kommt und dann meint, ich würde jetzt eine halbe Stunde mit ihr einfach so schwatzen. Ich meine, das kann sein, wenn etwas wirklich Schlimmes ist. Aber einfach nur so, wenn ich merke, jetzt ist dieser Frau nur langweilig. Sie will nur ein bisschen jammern. Also für das fühle ich mich dann nicht zuständig.»

Hier haben wir es nicht mit Gleichgültigkeit zu tun, sondern mit einer vernünftigen Strategie, um eine unerwünschte Vermischung von Sozialzeit-Engagement und Privatsphäre zu verhindern. Wann ein solches Übereinandergreifen der beiden Welten als störend empfunden wird, ist im Wesentlichen eine Frage der persönlichen Einstellung beziehungsweise der Fähigkeit der Haushelferinnen, mit tatsächlichen oder mutmasslichen Aufdringlichkeiten umzugehen. Das Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute St.Gallen ist jedoch flexibel genug gestaltet, um solchen Situationen dauerhaft auszuweichen. Wenn auf einer Seite (oder auf beiden Seiten) das Verhältnis belastet ist, sind beide Parteien dazu berechtigt, einen Wechsel zu beantragen und einen neuen Versuch in einer anderen Konstellation zu wagen.

5.4 Teilnehmende Beobachtung

Um eine Vorstellung davon zu geben, wie ein Haushilfe-Einsatz der Pro Senectute aussehen kann, werden an dieser Stelle zwei Beobachtungen in die Arbeit eingelassen. Es sind Momentaufnahmen von zwei zufällig ausgewählten Einsätzen, die an einem Nachmittag in Rorschach stattgefunden haben. Immerhin vermögen sie doch eine gewisse Bandbreite anzudeuten. Der erste Einsatz vermittelt das Bild einer Haushelferin, die eher auf die Sache (das Erledigen von Arbeiten im Haus) zielt, der zweite Einsatz zeigt die Facetten einer Beziehung zwischen Kunde und Haushelferin, die über das bloss Erledigen der haushälterischen Tätigkeiten hinausgeht. Methodische Orientierung sind dabei die Prinzipien der teilnehmenden Beobachtung, einer Feldstrategie, die Interviews mit Beobachtung und Introspektion kombiniert (Flick 2007:287).

5.4.1 «Man muss manchmal auch einiges verkraften können»

Das Haus sieht aus wie aus einer anderen Zeit. Und auch im Garten scheint es, ist die Zeit stehen geblieben. Drinnen ist Frau N. gerade am Staubsaugen, ihr Kunde, Herr S., sitzt derweil auf seinem Bett. Der 77-jährige ist übergewichtig und gesundheitlich angeschlagen. Die Hilfe von Frau N. ist nötig. Es gibt viel zu tun – in der Küche, im Wohnzimmer, im Schlafzimmer, auf der Toilette. Herr S. beansprucht die Dienste von Pro Senectute in R. seit mehr als einem Jahr. Ein Mal in der Woche schaut eine Frau bei ihm vorbei, um das Dringendste im Haushalt zu erledigen. Ein festes Programm gibt es nicht. Aber der Bedarf ist offensichtlich. Vor allem muss der Abwasch in der Küche gemacht werden, das Geschirr versorgt, der Schüttstein geschrubbt, der Plattenboden aufgenommen werden. Das Schlafzimmer ist mit Medikamentenschachteln und Zeitschriften übersät. Frau S. bändigt hier zumindest vorübergehend das Chaos, bevor sie mit dem Staubsaugerfuss geschickt um die aufgetürmten Stapeln kurvt. Dann öffnet sie die Fenster. «Schauen Sie, jetzt scheint die Sonne wieder», sagt sie. Er habe Kinder, sagt Herr S. Aber der Kontakt mit ihnen sei abgebrochen. «Jetzt muss ich alles mit fremden Leuten machen». Aber er beklage sich nicht... Frau N. kommt hinzu und fragt, wo es noch etwas zu erledigen gäbe. Kurz darauf heult der Staubsauger wieder auf.

Frau N. gehört zu den erfahreneren Haushelferinnen bei Pro Senectute. Sie ist mit Ernst und Eifer bei der Sache. Das ist auch nötig, denn ihre 50-Prozent-Anstellung macht ein strikteres Zeitregime nötig [16]. Trotzdem lässt sie meist etwas von ihrer Überzeit in der Leistungsabrechnung uneingetragen verschwinden. Es müsse ja nicht immer alles aufgeschrieben werden. Zumindest nicht alles Angenehme. Es gibt nämlich auch andere Aspekte. «Man muss manchmal auch einiges verkraften können», sagt sie, «ich komme da auch an meine Grenzen.»

In der Zwischenzeit hat sich Herr S. an den Tisch in der Wohnstube gesetzt, studiert noch einmal die beiden Einkaufszettel und legt das Portemonnaie mit dem Geld bereit. «Jetzt dürfen Sie sagen, wie es weitergeht», sagt Frau N, nachdem sie den Haushalt erledigt hat und auch das Bett frisch bezogen ist. Er überreicht ihr den Zettel mitsamt dem Geld. Das Einkaufen ist ein fester Bestandteil des Programms. Nachdem ihr Herr S. detailliert die Liste mit den benötigten Waren erklärt hat, setzen sie sich gemeinsam in sein Auto und fahren davon.

Herr S. fährt gern und sicher. Auf einmal ist die Behinderung wie verschwunden. Unterwegs finden sie Zeit, ein bisschen zu schwatzen. Über die Pensionierung, über die AHV, über die Gemeinde, in der beide aufgewachsen sind – und was alles nicht mehr so ist wie früher. Bei der Migros angekommen, erledigt Frau N. den Einkauf, während er im Auto sitzen bleibt und wartet. Gemeinsam fahren sie wieder zurück. Auf sie wartet ein weiterer Einsatz an einem anderen Ort.

Frau N. (63) arbeitet seit 13 Jahren für Pro Senectute. Es war ihr klar, dass sie «für das Alter arbeiten» wolle, wie sie es nennt. «Das lag und liegt mir am Herzen». Im ersten Jahr war sie noch im Stundenlohn angestellt. Die gelernte Hilfskrankenschwester erwies sich aber als so zuverlässig, dass sie schon ab ihrem zweiten Jahr den 50-Prozent-Vertrag erhielt. Obschon sie sagt, dass sie nicht unbedingt darauf angewiesen sei, findet die zweifache Mutter eine

[16] Dazu muss gesagt werden, dass die folgenden zwei Beispiele nicht repräsentativ für die Pro Senectute St.Gallen sind. Die Regionalstelle Rorschach übernahm vor einigen Jahren die damalige Familienhilfe samt den Mitarbeitenden. Die Anstellungsverhältnisse einiger Haushelferinnen sind daher für ein Sozialzeit-Engagement mit (zu) hohen Pensen ausgestattet.

Festanstellung beruhigend. «Damit bin ich abgesichert, falls es einmal nicht so viel zu tun gibt», sagt sie. Kommt sie nämlich – was so gut wie nie der Fall ist – nicht auf ihre Stunden, wird ihr der Rest zu Lasten von Pro Senectute bis zu den 50 Prozent aufgestockt. Was sie über Soll arbeitet, erhält sie ausbezahlt. Weniger gut findet sie hingegen, dass sie sich als Festangestellte ihre Einsätze nicht aussuchen kann. «Gewisse Situationen können schon belastend sein». Und sehr anspruchsvoll. Aus diesem Grund findet sie es auch störend, dass die Leistung nicht marktüblich entlohnt werde. Zumal sie von vielen Frauen höre, für die das Engagement mehr sei als nur ein kleines Zubrot.

5.4.2 Keine Probleme im Umgang mit intimen Situationen

Der Kunde wohnt in einer einfachen aber sehr sauberen und ordentlich eingerichteten Wohnung im zweiten Stock. Hier ist alles an seinem Platz und nichts zu viel. Als einzige Exklusivität steht ein altes Spinnrad in der Ecke der Stube. Die Kinder und Enkelkinder winken in farbigen Porträts von den Wänden. Es ist die Wohnung von F., einem Herrn, vom Alter gebeugt und leicht verwirrt. Vergnügt sitzt er auf einem altmodischen Polstermöbel und wartet gespannt, was sich die Haushelferin als nächstes ausgedacht hat. Frau L. (70) kennt ihren Kunden gut. Förmlichkeiten, so scheint es, haben sie schon lange abgeschafft. Und er schätzt ihr herzliches Wesen, das sieht man. Er macht Witze, sie lacht und reagiert mit einer heiteren Bemerkung. Fast jeden Tag schaut Frau L. bei Herrn F. vorbei. Dass da die Chemie stimmen muss, ist klar. Was sie mache? Sie gehe einkaufen, sie mache ihm die Steuern, helfe mit der Post. Und der Haushalt natürlich. Und dann das Essen... Aber jetzt ist erst die Körperpflege an der Reihe. «Darf ich Sie bitten?», sagt Frau L. freundlich zu ihrem Kunden auf dem Sofa. Gemeinsam gehen sie ins Bad und lassen die Türe offen.

Frau L.: *(spöttelnd) Sind Sie heute wasserscheu?*
Herr F.: ...
Frau L.: *Ein bisschen unter den Armen...*
Herr F.: *Das kitzelt aber...*
Frau L.: *Ja (lächelt)*
So, und da wär noch das Tüchlein, unter dem Arm auch noch ein bisschen.
Jetzt mach ich noch den Rücken.
(macht eine Tube auf) So, und jetzt tu ich Sie noch etwas einreiben.
Herr F.: *Erschrecken Sie mich ja nicht!*
Frau L.: *Nein, nein, (lacht). Nein, nein.*
So, jetzt haben wir da noch ein frisches Häubchen.
Herr F.: *Oh!*
Frau L.: *Hm. Ja, das gibts dann schon.*
Herr F.: *(macht Geräusch wie von einer Ente)*

Frau L.: *Schauen Sie da habe ich noch ein Waschbrett für untendurch, können Sie wieder aufstehen bitte?*
Wie im Militär (lacht) wie im Militär. Nicht?
Herr F.: *(langgezogen) mit Charme!*
Frau L.: *Ja, genau! (lacht)*

Frau L.: *Jetzt dürfen Sie den Fuss da noch hineinhalten.*
Herr F.: *Das hätt ich auch grad gestern Abend machen können.*
Frau L.: *Gestern Abend war ich eben nicht da, da war die Spitex hier und hat Medikamente gerichtet.*
Herr F.: *Aha!*
Frau L.: *Dann hat sie manchmal nicht die Zeit dafür.*
Herr F.: *Naja!*
Frau L.: *Drum hab ich gedacht wir machens lieber heute.*
Herr F.: *Und ich habe schon eine Freude gehabt, ein schönes Fräulein käme da vorbei.*
Frau L.: *Heja, das sind halt junge, nicht wahr (lacht) jaja!*
Herr F.: *... Isch widr nüt gsi!*
Frau L.: *Vorfreude ist die schönste Freude, oder?*

Während der halben Stunde bricht das Gespräch nie ab. Geduldig kommentiert sie jeden Handgriff oder gibt Anweisungen, die mehr wie Ratschläge klingen, während sie ihn wäscht, einseift, schrubbt und abtrocknet. Er macht alles mit, reagiert hie und da mit einem Witz oder schöpft aus seinem beachtlichen Repertoire an Geräuschen, die alle möglichen Empfindungen auszudrücken vermögen. Als pensionierte Krankenpflegerin hat Frau L. keine Probleme im Umgang auch mit intimen Situationen. Die Haushelferinnen wie Frau L. halten ihre Einsätze jeweils in Verlaufsblättern fest. Zum Beispiel wann die Kundin das letzte Mal gebadet hat oder wann die Kleider gewaschen oder gewechselt wurden. Auch Besonderheiten wie einen Verbandwechsel auf Anordnung einer Pflegefachperson werden eingetragen. Damit ist nicht nur der Überblick untereinander gewahrt, es ermöglicht auch – wie im Fall von Herrn F. – eine Abstimmung mit der Spitex. Am Abend, wenn Frau L. vom Einsatz nach Hause kommt, rapportiert sie die haushälterischen und pflegerischen Tätigkeiten getrennt auf zwei Blättern, das ihr gegenüber Pro Senectute als Leistungsnachweis dient. Was sie an Pflegeleistungen gemäss KLV erbracht hat, dient wiederum der Krankenkasse als Bestätigung.

Wie Frau N. arbeitet auch Frau L. nicht im Stundenlohn, sondern hat eine Vereinbarung über 40 Stunden im Monat. Auch bei ihr sind Überstunden die Regel, wobei sie sich nicht sklavisch an die Uhr hält und nicht alles aufschreibt. Ihr Einsatz beginnt früh. Bereits um 7 Uhr geht Frau L. in die Wohnung von Herr F. «Um ihm beim Kaffeetrinken Gesellschaft zu leisten», sagt sie. Ausserplanmässig sei das. «Er ist ja sonst schon viele Stunden alleine». Täglich bringt der Mahlzeitendienst von Pro Senectute das Essen bei Herrn F. vorbei. Kochen ist überflüssig. Frau L. braucht das Gericht nur in der Mikrowelle aufzuwärmen. Dann deckt sie den Tisch und legt die Medikamente bereit. Während dem Essen leistet sie ihm Gesellschaft, wobei sie so auch überprüfen kann, ob er die Medizin nimmt und dazu ausreichend trinkt. «Sie ist gut für die Unterstützung, ich kann mich verlassen auf sie», sagt Herr F. zwischen zwei Löffeln Suppe. Frau L. lächelt: «Ich denke es ist ein Geben und ein Nehmen», sagt sie etwas nachdenklicher. Für sie sei es auch ein bisschen Therapie...

6. Stimmen zum Sozialzeit-Engagement

Das Sozialzeit-Engagement findet auch ausserhalb von Pro Senectute St.Gallen Beachtung, stösst aber nicht überall auf Verständnis. Mühe bereitet es insbesondere wegen seines offenen Umgangs mit dem Begriff Freiwilligenarbeit, weswegen vorab Fachleute von Freiwilligenarbeitsorganisationen das Modell infrage stellen. Aus Sicht einer feministischen Ökonomie steht das Sozialzeit-Engagement in Kritik, weil es mit seiner Anstellungs- und Entschädigungspolitik dazu beiträgt, den niederen Status der gesellschaftlich eigentlich höchst bedeutsamen Care-Arbeit zu zementieren, die zudem in aller Regel von Frauen erledigt wird. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Taylorisierung des Pflegewesens wird dem Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute aber auch Wohlwollen entgegen gebracht. Als Alternativmodell zum bestehenden Angebot wird es von Seiten der St.Galler Behörden sogar gefördert.

6.1 Unvereinbar mit dem Freiwilligengedanken

Pro Senectute St.Gallen versucht, mit ihrem Sozialzeit-Engagement die Anreiz und Verpflichtung fördernde Bezahlung mit dem Gedanken der Freiwilligkeit zu verknüpfen. Was sagen die Freiwilligenorganisationen zu diesem Vorgehen? Benevol Schweiz ist die Dachorganisation der Fach- und Vermittlungsstellen für Freiwilligenarbeit und gilt gleichzeitig als eine Art Hüterin des Freiwilligengedankens, den sie mit ihren unverbindlichen «Benevol-Standards der Freiwilligenarbeit» vor möglichen Abweichungen schützen will. Die Haltung von Benevol zum Sozialzeit-Engagement ist klar: Sobald die Tätigkeit mit einem Gehalt abgegolten wird, gehört sie in den Erwerbsbereich. «Arbeit, die mit Stundenlöhnen, Taggeldern oder Monats- bzw. Jahresentschädigungen entlohnt wird, und seien diese auch sehr gering, ist keine Freiwilligenarbeit. BENEVOL Schweiz empfiehlt, keine Entschädigungen auszurichten, die über effektive Spesenentschädigungen hinausgehen», heisst es auf ihrem Spesen-Merkblatt [17]. Geschäftsführerin Elsbeth Fischer-Roth gibt zu bedenken, dass Geld die Motivation stark verändere und ein Interesse erzeuge, das sich von der Tätigkeit weg auf die Bezahlung richte. Dies beeinträchtigt die Qualität der Arbeit bei zumindest einem Teil der Leute, so dass die gerade in sozialbetreuerischen Bereichen so wichtigen Eigenschaften wie Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit darunter leiden würden. Eine unter normalen Erwerbsbedingungen laufende Haushilfe wäre aus ihrer Sicht sinnvoller, um Interferenzen mit anderen Haltungen zu vermeiden und die benötigte Qualität zu garantieren. Freiwilligen- oder Sozialzeitdienste seien dann sinnvoll, wenn sie für Spitex-ergänzende Leistungen wie Besuche abstatten, vorlesen oder gemeinsames Spazieren eingesetzt würden.

6.2 Laie vs. Profi

Herbert Ammann, Geschäftsleiter der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, findet es vor allem problematisch, wenn mit dem Konstrukt des Sozialzeit-Engagements Laien oder Amateure gegen Profis antreten. Diese Argumentationslinie sei insbesondere im Bereich der Haushilfe unbrauchbar, denn für diese Tätigkeit brauche es in der Regel kein spezifisches Knowhow, das sich über eine entsprechende Ausbildung erwerben liesse. «Vielmehr haben wir es hier mit Sekundärtugenden zu tun, die eine Frage der Sozialisation und der eigenen

Einstellung sind und unabhängig davon auftreten, ob jemand bezahlt oder als Laie tätig ist», sagt Ammann. Wenn Leute im Rahmen ihres Einsatzes einen persönlichen, direkten Bezug zu ihrem Gegenüber herstellen, wie das im Sozialzeit-Engagement vorgesehen ist, sei dies für die Qualität der Haushilfe sehr förderlich und sie leisten unabhängig davon, ob unter der Bezeichnung Profi oder Laie, professionelle Arbeit. Die Haushelferin ist in dieser Konstellation eine Professionelle, die etwas kann – die Höhe des Verdienstes oder der Grad der Schulung spielen dabei keine Rolle. In diesem Sinne könne man im Zusammenhang mit der Haushilfe laut Ammann auch nicht von einem Amateurwesen sprechen, das sich von einem Profisystem abgrenzen lasse. Sein Vorschlag ist, dass man für die unangenehmen Arbeiten die Leute regulär bezahlt, während das Darüberhinausgehende, das Zwischenmenschliche, freiwillig geleistet wird. Ammann warnt aber auch vor der Tendenz, mit «Dumpinglöhnen» einen realen Markt bearbeiten zu wollen und quasi als Kompensation für die tiefe Bezahlung von Sozialengagement zu sprechen. Eine solche Form bewege sich in der Nähe einer ideologischen Verbrämung sachlich nicht gerechtfertigter Tieflohnpolitik.

6.3 Feministische Ansichten zur Care-Ökonomie

Für die interviewte Ökonomin Mascha Madörin ist eine Vermischung von Ehrenamt und sozialer Arbeit sehr problematisch. Pflegerische und haushälterische Hilfe zugunsten von Menschen, die darauf angewiesen sind, sollte strikt als Arbeit gelten und nicht mit Verweis auf ein Vorliegen intrinsischer Motivation zur freiwilligen Privatsache stilisiert werden. Madörin befürchtet, dass die Haushilfe dabei zu wenig ernst genommen werde: «Das war immer viel mehr als Geschirr waschen oder putzen, weil hier mit Leuten umgegangen wird, die Probleme haben, Schmerzen haben, depressiv sind. Dazu braucht es eine ausreichende berufliche Qualifikation.» Madörins Kritik geht jedoch über das Sozialzeitmodell von Pro Senectute St.Gallen hinaus und zielt auf die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung der Care-Ökonomie generell, was für sie zugleich ein Hinweis auf die zementierte geschlechtliche Arbeitsteilung ist. Tätigkeiten im Haushalt – fast ausschliesslich von Frauen ausgeübt – werden kaum anerkannt und volkswirtschaftlich ausgeblendet. Würden jedoch Betreuungsaufgaben und informelle Pflege im Haushalt, für die in der Schweiz pro Jahr in rund 62 Millionen Stunden unbezahlt geleistet werden, mit den informellen Dienstleistungen für andere Haushalte (134 Millionen Stunden) summiert, entspräche dies einem Geldwert von 4,3 Milliarden Franken (Schön-Bühlmann 2005). Dieser Betrag liegt sogar eine Milliarde Franken über der Lohnsumme, die im Jahr 2004 an das Pflegepersonal aller Krankenhäuser und Spezialkliniken ausbezahlt wurde (Madörin 2007:148).

Für Madörin ist klar, dass diese eminent wichtige Arbeit auch entsprechend bezahlt werden muss. Doch das Gegenteil sei der Fall: Die Förderung von Freiwilligenarbeit oder vergleichbaren Modellen in diesem Bereich ist für sie ein Zeichen, dass sich hier, begleitend zum Abbau des Sozialstaats, eine neoliberale Logik durchsetzt [18].

[18] Ins Gericht geht Madörin insbesondere mit Isidor Wallimann, der die These vertritt, dass Freiwillige in erster Linie Statuspositionen absichern und aus eigennützigen Motiven am Ausbau bereits vorhandener sozialer Privilegien interessiert sind. (Wallimann 2000) Madörin entgegnet, dass damit eigentlich Männer gemeint sein müssen, da diese sich vorwiegend in jenen unbezahlten Tätigkeiten engagierten, die (in Vereinsstrukturen) den Ausbau der Netzwerke fördern oder berufliche Kontakte vermitteln lassen. Sie vermisst hier eine feministische Optik, die den sozial-karitativen Bereich berücksichtigt, in dem in der Regel Frauen engagiert sind.

Der ganze Home Care-Bereich werde dabei fast ausschliesslich auf Kosten der Frauen organisiert, denen es vorbehalten ist, durch ihr selbstloses Engagement die Folgen des Sozialabbaus abzufedern. Aus feministischer Sicht ergänzt die Soziologin Sarah Schilliger (2009:96): «Der Wandel der Geschlechterrollen ist also asymmetrisch verlaufen: Zwar sind die weiblichen Biographien vermehrt durch Erwerbsarbeit geprägt, umgekehrt haben bei den männlichen Biographien die Betreuungsarbeit und vor allem die Hausarbeit nur wenig an Bedeutung gewonnen.» Die Care-Ökonomie dürfe aber nicht einfach als «Frauen-Problem» abgewertet werden, sondern ist als lebensnotwendige gesellschaftliche Aufgabe zu fassen – als Produktion von «Lebensstandard», als Voraussetzung für die menschliche Entwicklung und die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit von Frauen wie Männern.» (ebd.)

6.4 Antwort auf die Taylorisierung im sozialen Bereich

Mit Einschränkungen – gemeint ist der tiefe Lohn für eine gesellschaftlich bedeutsame Aufgabe und die mangelnde Anerkennung von Home Care als Profession – findet Madörin das Sozialzeit-Engagement von Pro Senectute aber auch sinnvoll. Spitex-Leistungen seien heute stark taylorisiert [19]. Dabei seien Subjekt-Subjekt-Beziehungen, Beziehungskompetenz, gegenseitige Gefühle und Kommunikation nicht vernachlässigbar. Es sind aber gerade diese Leistungen, die sich in noch so detaillierten Pflegeleistungslisten nicht messen lassen können. «Leistungsmessungen und ihre Standardisierung haben bei Care-Tätigkeiten enge Grenzen, und damit sind wesentliche Elemente des New Public Management in Frage gestellt» (Madörin 2007:154). Die Haushelferinnen im Sozialzeit-Engagement können in diesem Feld eine Qualität einbringen, die sich aufgrund von Standardisierung und Rationalisierung zunehmend verflüchtigt. Dies dürfe allerdings nicht um den Preis einer beruflichen Abwertung dieser Tätigkeit geschehen.

Vor dem Hintergrund der demografischen Veränderung und dem daraus prognostizierten Bedarf an Personal erachtet Werner Schärer, Direktor der Pro Senectute Schweiz, das Modell Sozialzeit-Engagement als tragfähig und zukunftssträftig. Im Widerspruch zu Madörin befindet er, dass für die tägliche Verrichtung von Haushalt unterstützenden Massnahmen und nicht-medizinischen Tätigkeiten in der Alltagspflege ein fachliches Diplom nicht notwendig sei. Bei der Selektion der Haushelferinnen müssen aber eine Einführung und Begleitung stattfinden sowie eine sorgfältige Motivationsabklärung vorausgesetzt werden. Werde die Tätigkeit nämlich ausschliesslich aus finanziellen Gründen ausgeübt, bestünde die Gefahr, dass Personen zu Mindest- oder noch tieferen Stundenlöhnen tätig sind und dadurch ausge- nützt werden können, gibt Schärer zu bedenken.

6.5 Tiefere Kosten bei gleicher Qualität

Rückendeckung erhält Pro Senectute St.Gallen von der Politik. In der Stadt St.Gallen zum Beispiel ist ihr Sozialzeit-Engagement das bevorzugte Modell bei der Haushilfe. Grund sind unter anderem die tieferen Vollkosten pro Leistungsstunde im Vergleich zu den Spitex-Organisationen, die mit fest angestelltem Personal arbeiten. Der Stadt als Leistungsvertrags-Partnerin entstehen damit tiefere Ausgaben für die Herstellung der Kostendeckung. Bis Ende 2009 waren die Haushilfe-Kundentarife von Pro Senectute und Spitex identisch. Die Stadt, welche

[19] Die Taylorisierung bezeichnet ein Prinzip zur Effizienzsteigerung von Arbeitsabläufen.

die Tarifhoheit über die subventionierten Leistungen für sich beansprucht, hat durchgesetzt, dass zwischen den Haushilfeleistungen von Laienorganisationen (als die sie Pro Senectute versteht) und jenen von Leistungserbringern im Berufssystem (wie die Spitex) eine Tariffdifferenz von mindestens zwei Franken herrscht [20]. Mit diesem Preissignal soll das Interesse der Kunden auf das kostengünstigere Angebot von Pro Senectute gelenkt werden [21]. Die Stadt trete im hauswirtschaftlichen Teil für eine Unterscheidung zwischen Laien- und Berufssystem ein, sagt Katja Meierhans, Abteilungsleiterin im Amt für Gesellschaftsfragen der Stadt St.Gallen. «Laienarbeit ist sehr viel wert – und Profi-Arbeit können wir uns nicht immer leisten». Die reine Haushilfe, welche von der Spitex im Berufssystem angeboten werde, könne Pro Senectute im Laiensystem zu tieferen Kosten bei ebenbürtiger Qualität bieten. Unter dem Gesichtspunkt steigender Gesundheits- und Sozialkosten gilt für die Stadt im hauswirtschaftlichen Bereich die Losung: So viel «Laien» wie möglich, so viel Profis wie nötig.

7. Andere Entwicklungen in der Haushilfe

Home Care und Haushilfe sind stark boomende Märkte. Das Schweizerische Gesundheitsobservatorium rechnet damit, dass sich in den kommenden Jahren nicht nur die Zahl der Pflegebedürftigen stark verändert, sondern auch die Art der nachgefragten Pflege. Eine Zunahme wird insbesondere für die ambulante professionelle Pflege im Alter (z.B. Spitex) erwartet. Schon heute ist es so, dass von den 80 bis 84-Jährigen über 90 Prozent noch zu Hause leben, bei den 95-Jährigen sind es noch etwa 50 Prozent. «Bei den Pflegearrangements zeichnet sich zudem vermehrt ein Zusammenspiel verschiedener Unterstützungsformen ab. Neue Konzepte kombinieren ambulante und stationäre Angebote. Allein lebende pflegebedürftige alte Menschen können oft nur zu Hause leben bleiben, wenn Spitex und das informelle Netz durch Familie, Freunde und Nachbarn zusammenspielen [22].»

«Heute geht man erst ins Altersheim, wenn man seinen Haushalt nicht mehr schafft oder gebrechlich geworden ist», sagte Ueli Schwarzmann, Direktor der Altersheime der Stadt Zürich, dem Tagesanzeiger [23]. Die Zunahme konkurrierender Care- und Haushilfe-Unternehmen geschieht parallel zu diesem demografischen Trend. Pro Senectute teilt sich heute das Feld mit vielen anderen, auch profitorientierten Anbietern. In diesem Kapitel geht es darum, einige der Entwicklungen und Modelle aufzuzeigen, die alternativ oder ergänzend zur Haushilfe von Pro Senectute St.Gallen existieren.

[20] Gemäss Katja Meierhans vom Amt für Gesellschaftsfragen der Stadt St.Gallen, ist die Durchsetzung der Tariffdifferenzierung nicht reibungslos verlaufen, da gewisse Spitex-Organisationen ihren Vereinsmitgliedern auf den neuen Haushilfetarif von 30 Franken zwei Franken Ermässigung gewährten, womit indirekt wieder Tarifgleichheit zwischen den Berufs- und den Laienorganisationen geschaffen wurde. Mit dieser Rabattierung wurde die städtische Tarifhoheit der Stadt unterlaufen. Die Stadt hat den Spitex-Organisationen diese Praxis nach Bekanntwerden untersagt.

nach Bekanntwerden untersagt.

[21] Es ist noch etwas komplizierter: Die Spitex bietet zwei hauswirtschaftliche Produkte an: Haushilfe und Hauspflege. Die gewöhnliche Haushilfe kostet den Kunden 30 Franken pro Stunde, die Stadt deckt mit weiteren 30 Franken die verbleibenden Produktionskosten der Spitex. Wird in komplexeren Situationen jedoch die anspruchsvollere Hauspflege nötig, bezahlt der Kunde 40 Franken, die Stadt übernimmt die verbleibenden 21.50 Franken. Künftig wird diese Produktdifferenzierung im Profi-Bereich möglicherweise eliminiert und durch eine einzige Leistung «Hauswirtschaft» mit einem Einheitstarif um die 35 Franken pro Stunde ersetzt. Damit würde zum einen die Kommunikation der Produkte vereinfacht und die heute für bedürftige Klientinnen und Klienten nur schwer erschwingliche Hauspflege vergünstigt, andererseits aber der preisliche Abstand zur Laien-Haushilfe (28 Franken, davon 15.45 Leistungsbeitrag der Stadt) nochmals vergrössert – was diese noch attraktiver machen dürfte. Damit verbunden wäre für Pro Senectute eine Erweiterung der Versorgungspflicht auf die gesamte Bevölkerung, statt wie bisher nur für die Altersgruppe 65plus.

St. Gallen, 19.05.2001

[23] Tagesanzeiger, 1. Juni 2011: «Die Alten haben leider keine Lobby», Seite 19

Im Kanton St.Gallen sind aktuell 60 Organisationen dem kantonalen Spitex-Verband angeschlossen. Sie erledigen diverse Aufgaben in den Bereichen Pflege, Hilfe und Betreuung, Beratung/Abklärung, Mahlzeiten. Die Überschneidungen mit Pro Senectute beschränken sich meist auf die hauswirtschaftlichen Leistungen (inklusive einfacher Pflegeleistungen).

Eine Anbieterin von Hilfe und Pflege zu Hause ist zum Beispiel der Haus- und Entlastungsdienst der Frauenzentrale des Kantons St.Gallen. Wie Pro Senectute arbeitet dieser nicht mit Pflegefachkräften, sondern mit Personen ohne spezifische Ausbildung. Seine Dienstleistungen beschränken sich entsprechend auf hauswirtschaftliche Leistungen, Betreuung und einfache pflegerische Handreichungen, die mehrheitlich psychisch und chronisch kranken Menschen zu Gute kommen, die das AHV-Alter noch nicht erreicht haben.

Das in der Frauenzentrale angewendete Amateursystem weist Ähnlichkeiten mit dem Sozialzeit-Engagement der Pro Senectute auf. Der wesentlichste Unterschied besteht in der Verpflichtung der aktuell 53 Angestellten (wo man bei Pro Senectute von Sozialzeitengagierten spricht): Sie werden nicht nur für einige wenige Kunden, sondern gemäss ihren zeitlichen Kapazitäten im Rahmen eines normalen Anstellungsverhältnisses im Stundenlohn eingesetzt. Dennoch ist hier – im Unterschied zu den meisten anderen Spitex-Anbietern – eine 1 zu 1-Betreuung garantiert.

Bei den Spitex-Unternehmen, die ebenfalls Haushilfe im Angebot haben, gilt dagegen das System der «Bezugspflege». Dabei kommt zwar nicht immer die gleiche Haushelferin zum Einsatz, aber es gibt für jeden Klienteneinsatz eine führende Ansprechperson.

Die Tendenz zur Ökonomisierung der ambulanten Pflege ist etwas, was die Spitex seit einigen Jahren begleitet. «Auch die in der ambulanten Pflege tätigen so genannten Non-Profit-Organisationen wie die öffentliche Spitex sind zunehmend nach Methoden des New Public Managements organisiert. Hintergrund ist unter anderem die seit 2008 wegfallende Subventionierung der Spitex-Löhne» (Schilliger/Greuter 2009:155). Die Folgen sind unter anderem vermehrte Akkord-Arbeit und ein Protokoll-Zwang im Minutentakt. «Damit bleibt ausserhalb des stark reglementierten Aufgabenkatalogs wenig Zeit, um ein persönliches Gespräch zu führen oder einen Wunsch der Pflegeabhängigen zu erfüllen.» Gemessen am Anteil der Betreuungszeit nehmen damit pflegerische Leistungen prozentual stark zu. «Exemplarisch zeigt sich diese Verschiebung bei der Spitex im Kanton Basel-Stadt, wo die reine Pflege in den letzten zehn Jahren zwar um 67 Prozent zugenommen hat, die Haushalts-/Betreuungsdienste jedoch im gleichen Zeitraum um 30 Prozent zurückgegangen sind» (ebd.).

Ein anderer Trend, der sich abzeichnet, ist der Boom in der Home Care-Branche. In den letzten Jahren haben sich schweizweit grosse, auch multinational tätige Firmen eingenistet, die im wachsenden Segment pflege- oder unterstützungsbedürftiger Seniorinnen und Senioren ihre Dienstleistungen im Haushaltsbereich anbieten. Das private Unternehmen Seniorenzuhaus.ch zum Beispiel kann gemäss Informationen auf ihrer Homepage auf einen Pool von über 300 Mitarbeitenden zurückgreifen. Im Internet wirbt die Firma, sie Sorge «für Ihr Wohlbefinden, wenn die Spitex die Türe hinter sich schliesst», womit sie sich als komplementär zur Spitex positioniert, mit der sie auch zusammenarbeite.

Die im September 2011 von Seniorenzuhaus.ch übernommene Firma Senior Home Care hat sich auf eine 24-Stunden-Betreuung von Senioren spezialisiert. Das Spezielle an diesem Arrangement ist, dass die Grenzen zwischen Kunde und Patient zusehends verwischen. «Unsere Mitarbeiterin wohnt und lebt mit Ihnen in Ihrem Haushalt und ist den ganzen Tag für Sie da», heisst es auf der Homepage. Diese Entgrenzung, der nicht immer unproblematische Einbruch

in die Privatsphäre, wird von den Unternehmen mit beträchtlichem (Werbe-)Aufwand schön gezeichnet. Bei Senior Home Care hört sich das so an: «So macht das Leben wieder Freude, Ängste, Sorgen und Unsicherheit verfliegen. Sie geniessen stattdessen Ihre Pension, werden wieder zum angenehmen Gesprächspartner, der über viel Erfreuliches zu berichten weiss.»

Die Firma Hauspflegeservice begegnet dieser Herausforderung mit einer Wortschöpfung, dem vertrauensvoll klingenden «Seniopairs», einem Au-Pair für Senioren. Die deutsche Firma SenioCare24 geht rhetorisch noch einen Schritt weiter und stellt für ihre Kundinnen und Kunden gar «polnische Engel für Zuhause» in Aussicht – ein Begriff, der angesichts des sehr fortgeschrittenen Alters der Kundschaft zu ungunsten Assoziationen verleiten kann.

Zur Befriedigung der wachsenden Bedürfnisse ist es in den vergangenen Jahren verstärkt zu einer Pendelmigration von Frauen aus Osteuropa gekommen [24]. Die Frauen, die hier als 24-Stunden-Haushilfe und Pflegeperson in einem arbeiten, sind oftmals gut oder sogar überqualifiziert, was ihnen in ihrem Herkunftsland aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation (hohe Arbeitslosigkeit und tiefe Löhne) allerdings wenig nützt. In der Schweiz wiederum begeben sie sich in teilweise problematische arbeitsrechtliche Verhältnisse. Hinzu kommt eine über Monate andauernde belastende Entgrenzung zwischen Privatem und Beruf (Schilliger 2010).

8. Fazit

Warum hat sich das Sozialzeit-Engagement nicht als eine echte Alternative zur gängigen Praxis auch ausserhalb von Pro Senectute St.Gallen etablieren können? Das ist eine berechtigte Frage. Dies nicht nur aus Sicht der Organisation, die ihr Modell seit Jahren mit grossem Erfolg betreibt. Viel Zuspruch kommt sowohl von der Kundschaft als auch den Behörden, die das Sozialzeit-Engagement bei der Haushilfe gegenüber anderen Angeboten in diesem Bereich teilweise sogar favorisieren. Es gibt also keinen Grund anzunehmen, dass das Modell schlecht funktioniere, seine Wirkung verfehle oder an der Nachfrage vorbeiziele. Es gilt auch vor dem Hintergrund knapper Versorgungslagen positiv anzumerken, dass das Sozialzeit-Engagement in der Lage ist, spezifische Potentiale abzurufen, die unter normalen Erwerbsbedingungen kaum zu aktivieren wären. Was könnte also der Grund für die Zurückhaltung sein? In diesem Kapitel werden dazu einige Erklärungsversuche diskutiert.

8.1 Gegen den Strom

Im Sozial- und Gesundheitswesen geht der Trend in Richtung Rationalisierung und Professionalisierung. Als instruktives Beispiel dafür sei der Einzug evidenzbasierter Pflege genannt [25]. Das Pflegewesen, im Spital wie in der Spitex, arbeitet seit Jahren mit dem Management- und Controllinginstrument LEP (Leistungserfassung und Prozessdokumentation im Gesundheitswesen). Die fortschreitende «Ökonomisierung der Gesellschaft» (Schimank/Volkmann 2008) prägt Funktionslogiken. So wird heute viel gemessen und standardisiert. Effizienz und Trans-

[24] Über die Vollzeitstellen gibt es keine offiziellen Zahlen und Statistiken. (Schilliger 2010:31)
[25] Das Schweizerische Zentrum für Evidenzbasierte Pflege an der Fachhochschule St.Gallen forscht über und unterrichtet in dieser Technik, die in einer Aneinanderreihung mehrerer Schritte besteht und darauf abzielt, die besten derzeit verfügbaren Forschungserkenntnisse zur Bestimmung der geeigneten Intervention anzubieten. Im Grund geht es darum, die Pflege als eine Wissenschaft zu etablieren, die sich gegenüber der bedingungslosen Vorherrschaft des Medizinischen emanzipiert.

parenz sind Gebot. Das berührt auch die Haushilfe von Pro Senectute. Gemäss den Richtlinien zur Hilfe und Pflege zu Hause, die Spitex und Pro Senectute mit den St.Galler Gemeinden vereinbart haben, sind die Leistungserbringenden für ein umfassendes Qualitätsmanagement verantwortlich (Reporting und Controlling, Selbstevaluation). Mit dem Sozialzeit-Engagement beschreibt Pro Senectute jedoch einen Weg abseits einer einseitigen Ausrichtung am Profi- und Spezialistentum. Ihre Strategie ist der Einbezug von sogenannten Amateurinnen und Amateuren ohne professionalisierte Haushilfe. Die Gründe für diese Strategie sind bereits im Kapitel 2.5 aufgeführt. Die wichtigsten Überlegungen kurz zusammengefasst:

- Die Zahl der Einsätze ist bewusst gering gehalten, damit die Haushelferinnen während und nach ihrer Tätigkeit noch über genügend zeitliche Ressourcen verfügen, um den zwischenmenschlichen Kontakt mit den Leistungsbeziehenden ausreichend pflegen zu können.
- Die Höhe der Honorierung für die Einsätze ist vergleichbar mit jener anderer Organisationen; die geringe Zahl an Einsätzen soll jedoch verhindern, dass daraus ein richtiger Lohn wird, der die Haushelferin letztlich davon abhängig macht.
- Dies entspricht dem Freiwilligengedanken, bei dem das Geld ebenfalls eine untergeordnete Rolle spielt [26].
- Unter diesen Voraussetzungen (mehr Zeit, weniger Druck, weniger leistungsorientiert) führt die im Sozialzeit-Engagement getätigte Haushilfe zu einer spezifischen Qualität, die sich vom Profi-System anderer Organisationen mit Festangestellten unterscheidet.

8.2 Einordnungsschwierigkeiten

Das Sozialzeit-Engagement kennzeichnet sich dadurch, dass es sich als hybride Form weder eindeutig der Erwerbsarbeit noch der Freiwilligenarbeit zuschlagen lässt. Aus Sicht der Freiwilligenarbeit gilt das Modell durch den Modus der Bezahlung als «unrein». Aus Sicht der Erwerbsarbeit ist es problematisch, weil es den Beteiligten für ihr Einkommen kein Auskommen ermöglicht. Aus ihrer jeweiligen Logik heraus sind die Einwände verständlich. Aus Sicht des Sozialzeit-Engagements greifen sie jedoch zu kurz.

Vorab: in dieser Studie wurde nur die Auseinandersetzung mit dem Sozialzeit-Engagement in der Haushilfe geführt. Das Sozialzeit-Engagement umfasst aber noch andere Tätigkeiten, für die lediglich kleine Beträge als Anerkennung ausbezahlt werden [27]. Man sieht: Das Sozialzeit-Engagement trennt nicht zwischen unbezahlt und bezahlt, es kann beides beinhalten. Die Höhe der Bezahlung wird jeweils davon abhängig gemacht, was opportun ist. Für Dienste geselliger Natur wie Spaziergänge oder Vorlesen ist eine lohnmassige Bezahlung so wenig erwünscht wie nötig. Bei der Haushilfe ist das anders: Dort konkurriert die Pro Senectute mit anderen Dienstleistern (Spitex) bei ähnlichen Arbeitsanforderungen. Die Einführung eines Lohns hat dabei Konsequenzen auf verschiedenen Ebenen: Es entsteht ein klares Arbeitsverhältnis und damit auch eine höhere Verpflichtung. Die Leistungsbeziehenden haben so grössere Sicherheiten und brauchen nicht das Gefühl zu haben, ihre Dankbarkeit auf anderem

[26] Dass das Geld bei der Freiwilligenarbeit überhaupt keine Rolle spielt, entspricht mehr einem frommen Wunsch denn der Realität. (siehe z.B. Gmür 2011)

[27] Zudem spielt Pro Senectute St.Gallen mit dem Gedanken, ihr Betreuungsangebot auszuweiten – aber nicht auf Ebene einer (bezahlten) Haushilfe, sondern im Rahmen einer (unbezahlten) Begleitung im Alltag, das Tätigkeiten wie Vorlesen oder das Begleiten bei Spaziergängen umfasst.

Weg (zum Beispiel mittels Geschenken) zu zeigen. Und nicht zuletzt ist der Lohn opportun wegen der Belastung, die eine Arbeit als Haushelferin bedeuten kann. Ein Einsatz von der Art, wie in folgendem Beispiel geschildert, ist die Ausnahme, kommt aber vor. Die Bezahlung erhöht die Motivation, Dinge zu erledigen, die man sich freiwillig kaum zutrauen würde:

«Also ich habe wirklich auch schon Einsätze gehabt, bei denen ich haushalten musste und wo ich am liebsten Gummistiefel angezogen hätte. Und ich bin ja sonst nicht die perfekte Hausfrau. (...) Aber in diesem Haushalt musste ich wirklich Handschuhe anziehen, es hat mich fast umgehauen. Da bin ich immer nach Hause gekommen vom Arbeiten, alle Kleider gleich in die Wäsche und unter die Dusche. Ich habe das anders nicht überstanden, aber auch den habe ich gemacht.»

Lässt sich also der Freiwilligengedanke im Modus der Bezahlung aufrechterhalten? Es wäre schon viel gewonnen, wenn die beiden Positionen nicht immer als Gegensätze konzipiert würden und das eine quasi das Ausschlusskriterium des jeweils anderen darstellt. Das Sozialzeit-Engagement integriert beide Logiken in sich, womit es sich als etwas Drittes nicht zwischen, sondern neben den beiden positioniert. Der Gedanke der Freiwilligkeit bleibt erhalten, insofern unter freiwillig die getroffene Wahl für diese spezifische Anstellungsform verstanden wird. Es wurde versucht zu zeigen, dass die Haushilfetätigkeit nach einer Bezahlung verlangt. Dass diese Bezahlung in diesem Fall keinen Erwerbscharakter annimmt, ist ein Postulat des Sozialzeit-Engagements.

Was ist jedoch von dem Vorwurf zu halten, mit diesem Arrangement würden Frauen ausgenutzt, die auf das Geld angewiesen sind? Bezogen auf die Höhe der Bezahlung (von 18 Franken) liesse sich dieser Vorwurf gegen fast jede Anbieterin von Haushilfe auf dem freien Markt richten. Das, worin sich Pro Senectute von anderen Dienstleistern im Haushilfe-Bereich unterscheidet, ist die möglichst geringe Anzahl Einsätze, um Erwerbsabsichten zu vermeiden. Damit würde sie den Vorwurf umgehen. Sofern nachgewiesen werden kann, dass auch tatsächlich keine Erwerbsabsichten bestehen, sich die Frauen freiwillig diesem Dienst verschreiben und das aus finanziellen Gründen auch können, geht die Rechnung für Pro Senectute auf.

Ein wichtiges Thema konnte im Rahmen dieser Studie leider nicht vertieft werden: Die Debatte um die gesellschaftliche Bedeutung von Home Care und die (berechtigte) Kritik an deren ökonomischen Vernachlässigung. Würde man die unbezahlt im Haushalt erbrachten Leistungen marktgerecht entlohnen, wäre das Resultat ein riesiger neuer Markt, wobei allein das Zubereiten von Mahlzeiten zuhause die vielleicht grösste Wirtschaftsbranche der Schweiz überhaupt darstellen würde (Madörin 2007:144). Der erste Gedanke, der einem dabei in den Sinn kommen mag, ist: Warum sollte diese Tätigkeiten nun plötzlich Lohnarbeit sein? Sie wurden ja schon immer einfach so erledigt, und eine Ausbildung ist dafür auch nicht nötig. Die nächste Frage sollte dann sein: Und warum eigentlich nicht? In der Tat: Die Konzeption der Hausarbeit ist ein einziges ökonomisches Ausschlussprogramm, das (immer noch) in der Regel die Frauen trifft. Es war lange Zeit die nichthinterfragte Pflicht der (Ehe-)Frau, den Haushalt in Schuss zu halten, während der Mann auswärts einem «richtigen» Job nachging. Obwohl der Arbeitsmarkt für Frauen viel durchlässiger geworden ist, gibt es Bereiche, die bei allem Wandel auch die Persistenz von Geschlechterverhältnissen deutlich machen. Exempla-

risch dafür steht die Branche Home Care, Hausarbeit oder eben Haushilfe, die nach wie vor überwiegend in Frauenhand ist. Die Frage, warum es hier zu keiner Durchmischung gekommen ist, deutet auf ein komplexes gesellschaftliches Phänomen hin, das mit dem Verweis auf die schlechte Bezahlung längst nicht erschöpfend erklärt ist. Besonders hilfreich zur Beantwortung dieser Frage scheint mir ein kulturtheoretischer Zugang zu sein: Frauen und Männer schlagen mit ihrer Entscheidung für diesen oder jenen Beruf den Weg in bestimmte Territorien ein, die symbolisch voneinander abgegrenzt und mit dem Label «typisch männlich» und «typisch weiblich» versehen sind. Dabei kommt zum Tragen, dass immer noch stark wirksame Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit existieren, die sich letztlich auch in einem Mehr oder weniger an Prestige äussern. So droht Männern in Frauenberufen (nebst weiteren Einbussen) auch eine Herabstufung ihrer Männlichkeit und damit eine «Verunsicherung ihres Selbstbildes» (Brandt/Cornelissen 2004:27).

Gemäss dieser skizzierten Theorie wäre die Entscheidung für oder wider einen haushälterischen Beruf also nicht in erster Linie rational abwägend, sondern von kulturellen Vorstellungen geprägt. Es ist anzunehmen, dass diese auch auf Seiten des Arbeitgebers wirksam sind. Es wäre aufschlussreich zu untersuchen, inwiefern die Organisation Pro Senectute selber an der Herstellung dieser symbolischen Ordnung mitwirkt. Ist sie, was vermutet werden darf, «männerdiskriminierend», so darf man gleichzeitig davon ausgehen, dass sie damit nur dem impliziten Wunsch ihrer Kundinnen und Kunden entspricht, die Hausarbeiten von einer Frau erledigt zu sehen [28].

8.3 Amateurin oder Profi?

Pro Senectute versteht unter einer Amateurin – im Gegensatz zum Profi – eine Person, die eine Leistung erbringt, ohne die Ausübung dieser Leistung zum Beruf zu machen. Die Leistung wird zwar regulär bezahlt, aber eine Amateurin macht die Bezahlung nicht abhängig von ihrem Entscheid für die Leistung. Sie entscheidet sich aus einem inneren, von Geldinteressen freien Antrieb. Die Motivationstheorie spricht in diesem Fall von intrinsischer Motivation. Der Begriff Amateur ist schnell von Missverständnissen umzingelt, weil mit diesem Begriff die Vorstellung einhergeht, es handle sich um eine nur wenig qualifizierte Person, die in ihrem Gebiet (zum Beispiel als Musiker, aber auch als Haushilfe) nur beschränkt einsetzbar ist. Mit diesem Manko ist das Sozialzeit-Engagement solange behaftet, wie es diese Bezeichnung als Distinktionsmerkmal zum Beispiel zur Spitex aufrechterhält. In Wirklichkeit sind die Haushelferinnen, wie bereits Herbert Ammann in seiner Kritik (Kapitel 6.2) festgehalten hat, als professionell bzw. als kompetent zu werten. Dem würde natürlich auch Pro Senectute nicht widersprechen: Voraussetzung für eine Anstellung als Haushilfe ist das Absolvieren von Kursen, die die Person zu der durchaus anspruchsvollen Arbeit berechtigt. Die Haushilfe-Angestellten unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von der Spitex. Der Unterschied besteht einzig in der Anstellungsform, den zugehörigen Austauschregeln sowie dem Verzicht auf einen (zumindest einigermaßen) Existenz sichernden Lohn.

[28] Dass bei Dienstleistungen in den Bereichen Bildung und Sport, beim Steuerklärungs- oder administrativem Dienst die Männer wiederum gut vertreten sind, stützt diese These eigentlich nur.

Der Verdacht lässt sich jedoch nicht ganz ausräumen, dass einige sozialzeitlich engagierte Haushelferinnen bei Pro Senectute das Entgelt als wichtigen Beitrag zur Aufstockung ihres Haushaltbudgets empfangen. Die Haushelferinnen kommen eben in der Regel nicht aus sozial privilegierten Schichten. Viele stehen im Pensionsalter, manche beziehen eine eher karge Witwenrente – ein paar hundert Franken im Monat mehr oder weniger kann da einiges ausmachen, worüber auch in folgendem Ausschnitt aus einem Interview sinniert wird:

«Es gibt natürlich andere Frauen, die einen Mann haben, der den Lohn nach Hause bringt. Die können dann ein bisschen so, ein bisschen so. Aber ich muss für mich selbst schauen. (...) Das ist dann schon etwas, der Aspekt, wenn du einen Mann hast, der ein geregeltes Einkommen nach Hause bringt. Und dass eine Frau das macht, weil es ihr vielleicht langweilig ist.»

Sie aber, so die Haushelferin weiter, könne die Arbeit nicht machen, ohne entlohnt zu werden, denn sie müsse Rechnungen bezahlen und erhalte keine Alimente. Sie lebt von verschiedenen Teilzeitjobs, wozu sie auch ihren Einsatz bei Pro Senectute rechnet. In diesem Fall ist es schwierig, von Freiwilligkeit zu reden. Auf das Geld bezogen äussern sich viele Haushelferinnen ähnlich, wenn auch meist weniger eindeutig: Dass ihnen das Geld wichtig sei, dass sie nicht darauf verzichten würden, wie im folgenden Fall:

«Ich gehe arbeiten, damit ich in die Ferien kann, damit ich mein Auto finanzieren kann und damit ich in den Ausgang kann, also einfach für Vergnügungen und für das reicht es.»

In solchen Momenten scheint die intrinsische Motivation tatsächlich vom extrinsischen Stimulus Geld beeinflusst [29]. Die entscheidende Frage, die sich aber stellt, ist: Beeinträchtigt dies die von Pro Senectute anvisierte Qualität in der Haushilfe? Eine gültige Antwort darauf ist nicht ganz einfach zu erbringen. Es liesse sich argumentieren, dass wenn eine Beeinträchtigung stattfände, diese durch die spezielle Ausgestaltung des Sozialzeit-Engagements wohl «abgedeckt» würde. Dazu gehören der geringe Verpflichtungsgrad und die Möglichkeit, die Einsätze flexibel zu gestalten. Wäre es nicht gegeben, sich die Kundschaft auszusuchen und mit ihnen ein funktionierendes, vielleicht gar harmonisches Verhältnis einzurichten, nähme das Honorar wohl tatsächlich eher den Charakter einer «Entschädigung» für eine als undankbar empfundene Aufgabe an.

[29] Anzumerken ist hier, dass die Äusserung von einer Haushelferin aus dem Raum Rorschach stammt. Wie im Kapitel 5.4.1. bereits erwähnt, arbeiten dort wenige Haushelferinnen (von rund 200 sind es 7 Personen) in einem anders geregelten Arbeitsverhältnis. Die Aussage kann deshalb nicht als repräsentativ für alle im Sozialzeit-Engagement tätigen Frauen gelten.

8.4 Was darf es denn sein?

Wie in Kapitel 6 aufgezeigt wird, steht Pro Senectute mit ihrem Haushilfe-Modell unter kritischer Beobachtung. Die Kritik richtet sich nicht direkt gegen das Sozialzeit-Engagement, sondern gegen eine Haushilfe, die im Modus des Sozialzeit-Engagements angeboten wird. Der Tenor lautet: Es ist zu wenig professionell, es ist zu wenig bezahlt und konkurrenziert dadurch andere Anbieter. Hinzu kommt der Verdacht, dass Frauen, die durchaus auf Geld angewiesen wären, mit Kurzeinsätzen abgespeist werden. Im Jahr 2000 hat die Regierung der Stadt Zürich das Zwillingsprojekt der Zürcher Pro Senectute ausgebremst, mit der Absicht, das Angebot zu konzentrieren. Fortan waren es nur noch die Spitex-Vereine, die von der Stadt einen Haushilfe-Leistungsauftrag erhielten. Die Gründe, die die Regierung damals für diesen Schritt angab («das diene der Kundenfreundlichkeit und vermeide Doppelspurigkeiten [30]»), könnten die Verantwortlichen in St.Gallen auch heute noch zu einer solchen Massnahme bewegen. Die Signale aus der Stadt St.Gallen deuten jedoch darauf hin, weiterhin auf die Vorteile des Pro Senectute-Modells zu setzen.

Wenn der Zug aber weiterhin in Richtung Professionalisierung und Rationalisierung dampft, ist dann für die «professionellen» bzw. kompetenten Laien von Pro Senectute St.Gallen nicht bald Endstation [31]? Anders herum gefragt: Was spricht heute noch für die Haushilfe von Pro Senectute?

Haushilfe bei Pro Senectute ist keine Freiwilligenarbeit, sondern ein Einsatz im Sozialzeit-Engagement. Dieses beinhaltet eine ordentliche Bezahlung, allerdings ohne damit Erwerbsabsichten zu befriedigen. Die Bezahlung hat vielmehr die Funktion, die Beziehung zwischen den Haushelferinnen und den Kunden auf eine gesicherte, geregelte Basis zu stellen und ausserdem Verlässlichkeit zu garantieren. Die Bezahlung produziert dabei Abhängigkeiten, wie immer, wenn Geld im Spiel ist. Meistens wird der Lohn aber als eine Form von Wertschätzung für die geleistete Arbeit angenommen, häufig sind die Haushelferinnen auch dankbar für den finanziellen Zustupf. Was weiter gezeigt werden konnte, ist die Bedeutung des Lohns für die Abgrenzung, womit das Verhältnis von der Haushelferin zum Kunden auf eine professionellere Basis gestellt wird. Diese Beobachtung gilt es aber zu relativieren, denn eigentlich wird die Qualität der Beziehung mit dem Wort «Kunde» nur unzureichend erfasst. Die Schilderungen der Einsätze sind voller erheiternder oder erschütternder Details und teils intimer Einblicke in das Privatleben der Menschen, denen die Haushelferinnen im Verlauf ihrer Einsätze begegnen. Eine solche «Tiefe» ist nicht immer im gleichen Mass erwünscht, wobei es vermutlich auf beiden Seiten situativ und stillschweigend zu einem entsprechenden Arrangement kommt. Das Geld allein sorgt also nicht für die Abgrenzung oder eine Nivellierung der Einsätze im Sinne einer «Gleichbehandlung», vielmehr spielen persönliche Vorlieben eine bedeutende Rolle:

[30] Die Pro Senectute wurde ausgebootet. In: Tages-Anzeiger, 22. März 2000, Seite 19

[31] Erste Anzeichen von einem Kurswechsel im Kanton St.Gallen gab es im April 2008, als die Pro Senectute in den Gemeinden von Widnau und Diepoldsau den Haushilfedienst einstellen musste, weil die Behörden ausschliesslich die örtlichen Spitex-Vereine mit dieser Aufgabe betreuten.

«Also es gibt sicher solche, bei denen ich wirklich einfach weiss, da gehe ich einfach putzen. Mehr wird nicht verlangt. Mehr wird von mir nicht gefordert. Man kann miteinander reden, über irgendwas diskutieren. Aber jetzt nicht, dass ich dort rausgehe und nachstudieren muss und denke: Oh ja und dort so und dieses... Also das ist dann einfach Türe zu und in zwei Wochen wieder. Und dann gibt es auch andere, bei denen, ja, jemand... die Tochter so schwer krank gewesen ist, Krebs gehabt hat. Der Mann ist in der Zeit gestorben, als ich dort war. Die Tochter ist gestorben. Die Frau ist jetzt im Altersheim. Wenn ich dort manchmal vorbeilaufe und ich sehe am Fenster oben (...) und denke: Ah ja, jetzt habe ich noch zehn Minuten Zeit. Dann gehe ich schnell hoch und frage, wie es ihr geht und so.»

Ist aber nicht gerade das unprofessionell? Soll es ein Engagement ermöglichen, die Einsätze nach persönlichen Vorlieben individuell zu gestalten, oder ist nicht eher eine totale Gleichbehandlung anzustreben? Eine Beantwortung dieser Frage ist schwierig, weil unterschiedliche Konzepte von Professionalität existieren. Versteht man unter professionell auch eine Standardisierung von Beziehungen, würde man diese Freiheit von zwischenmenschlichen Begegnungen als problematisch erachten. Im Gegensatz dazu ist im Verständnis von Sozialzeit-Engagement die Etablierung einer persönlichen Dimension sogar erwünscht – sofern dies auf die fachliche Ebene keine Auswirkung hat. In der Regel wird bei der Zuteilung darauf geachtet, dass Haushelferin und Kunde miteinander harmonieren – gerade weil sie ein längeres Beziehungsverhältnis miteinander eingehen werden. Wie dann konkret das Ergebnis aussieht, ist von Fall zu Fall verschieden. Das hat meines Erachtens nichts mit unprofessioneller Beliebigkeit zu tun, sondern es unterstreicht die Qualität, die Pro Senectute mit ihrem Modell erreichen will: Eine Haushilfe anzubieten, die auf die persönlichen Bedürfnisse beider Seiten Rücksicht nimmt und damit den Charakter eines freiwillig eingegangenen Verhältnisses erhält. Dass es davon Abweichungen gibt, ist nur normal.

«Wenn ich jetzt irgendwo hingehen würde, und ich das Gefühl hätte, oh nein, das geht gar nicht, also keine Ahnung. Ich kann jetzt nicht einen bestimmten Grund sagen, aber wenn es für mich einfach nicht passen würde. Also ich muss sagen: Hier gehe ich nicht mehr aus dem oder dem Grund, dann rufe ich sie [die Abteilungsleiterin] an. Und dann, dann sucht sie jemand anders.»

Die Alternative zum Sozialzeit-Engagement wäre nicht der Rückgriff auf reine, unbesoldete Freiwilligenarbeit, sondern die Übernahme von Haushilfe durch professionalisierte Anbieter wie die Spitex. Wie bereits beschrieben, würde dies dem Professionalisierungswunsch allerdings nur vordergründig entsprechen, denn die Haushelferinnen von Pro Senectute sind bereits ausreichend professionell. Was sie, dank des speziellen Arrangements, zudem mitbringen, ist die Chance, dank geringerem Zeitdruck der zwischenmenschlichen Beziehung eine zusätzliche Tiefe zu verleihen. Auch wenn die Bedenken gegenüber dem Sozialzeit-Engagement durchaus ernst zu nehmen sind und das Modell die Tendenz aufweist, den niederen Status der traditionell weiblichen (und somit unterbezahlten) Haushilfe zu festigen, kommt ihm doch das Verdienst zu, ein zunehmend nach Kosten-Nutzen-Kriterien strukturiertes Gebiet mit menschlichen Qualitäten zu bereichern.

9. Schlussbetrachtung

Die Szenarien sind hinlänglich bekannt: Die Schweizer Bevölkerung wird älter, und das schnell. Ab 2015, wird gerechnet, ist jede fünfte Person im Rentenalter – und mit Aussicht auf ein langes Weiterleben beschert. Die Lebenserwartung beträgt bei Männern rund 78,5 und bei Frauen 83,6 Jahre. Das war zur Zeit der Gründung der Pro Senectute noch anders. 1917 gab es sehr viel weniger Menschen im hohen Alter. Es gab aber auch einen sehr viel geringer ausgebauten Sozialstaat, weswegen die Pioniere von Pro Senectute trotzdem mehr als nötig waren. 85 Jahre später sind das Sozial- und das Gesundheitswesen zu einem dominierenden Gewerbe der Schweiz geworden. Pro Senectute fügt sich als wichtigen Bestandteil in dieses Puzzle. Als Vermittlerin von Kontakten und Dienstleistungen, als Informations- und Beratungsstelle ist sie bis heute unersetzlich.

Welche Entwicklungsmöglichkeiten hat die Pro Senectute noch? Wie soll sie sich zum vorgezeichneten Trend stellen? Besteht nicht auch die Gefahr, dass die Organisation zu einer Verwalterin des Ist-Zustands wird, dass sie Lücken füllt im Angebot für die wachsende und anspruchsvoller werdende ältere Generation, um ihr das Ankommen und Verweilen im nachberuflichen Lebensabschnitt zu erleichtern? So wichtig diese Aufgaben sind, angesichts der aktuellen Entwicklungen ist ein alternatives Engagement vorab im Sozialbereich zumindest wünschbar. Kann nun das Sozialzeit-Modell der Pro Senectute St.Gallen diese Herausforderung annehmen?

Bei Pro Senectute St.Gallen sind rund 1700 Personen in Sozialzeit tätig. Heute ist sie die einzige grössere Organisation in der Schweiz, die dieses Modell anbieten kann. Die Einsatzmöglichkeiten sind so breit gestreut, wie es die Bedürfnisse der Kundinnen und Kunden sind. Die mit Abstand grösste Gruppe ist jedoch in der Haushilfe tätig. Auch in diesem Bereich ist Pro Senectute St.Gallen nahezu ein Einzelfall, was ihr in diesem umkämpften Markt nicht nur Sympathien zuträgt.

Um das Sozialzeit-Engagement beurteilen zu können, ist es nötig, etwas über dessen Entstehung zu erfahren. In der Theorie herrschte lange Zeit die Dichotomie von Arbeitszeit und Freizeit. Alles, was nicht mit der Arbeit zu tun hatte, fiel der Freizeit zu – und umgekehrt. Diese Einteilung prägt noch heute die Vorstellung der meisten Menschen. Als ein Vordenker der Sozialzeit gilt der Sozialphilosoph André Gorz (1923-2007). Er erkannte, dass mit dem Rückgang der Arbeitszeit und der Verabschiedung von der Illusion der Vollbeschäftigung neue Zeitressourcen entstehen, die gesellschaftlich produktiv und sinnschöpfend sind, sofern sie nicht von der Freizeit- und Unterhaltungsindustrie vereinnahmt werden (Gorz 1989). Dies aufgreifend gab der Theologe Plasch Spescha mit dem Konzept Sozialzeit den Blick frei auf einen Zeitabschnitt, in dem es darum gehen soll, gesellschaftlich nützliche Arbeit organisiert und institutionalisiert zu erledigen. Er verstand dies als einen Beitrag zur Entstehung einer solidarischen Gesellschaft (Spescha 1987). Differenziert hat sich auch der Sozialethiker Hans Ruh mit einer Einteilung der menschlichen Tätigkeiten auseinander gesetzt und diese in fünf Bereiche aufgeteilt [32]. Die von ihm postulierte Sozialzeit konzipiert er als Engagement für

[32] Es sind dies die monetarisierte Arbeitszeit, die Freizeit und Ich-Zeit als frei verfügbare Lebenszeit, die Reproduktionszeit für Entwicklung, Betreuung und Pflege zukünftiger Generationen, die Eigenarbeit (für sich oder Angehörige z.B. im Haushalt) und die Sozialzeit.

Dritte, die einerseits informell (zum Beispiel als Nachbarschaftshilfe) ausgeübt wird, andererseits aber auch einen obligatorischen Charakter annehmen kann (Ruh 1995) [33].

Auf diesen Kerngedanken beruht das Sozialzeit-Engagement der Pro Senectute St.Gallen. Da es sich jenseits der arbeitsrechtlichen Dimension positioniert, sind auch der Einbezug von Menschen im Pensionsalter sowie die Entkoppelung von Lohn und Arbeit mitgedacht. Die Idee der Freiwilligkeit erhält im Sozialzeit-Engagement eine besondere Bedeutung. Entgegen der zum Beispiel von Benevol vertretenen Idee schliessen sich für die Pro Senectute St.Gallen Freiwilligenarbeit und finanzielle Entschädigung nicht von vornherein aus. Dies wird insbesondere bei der Haushilfe deutlich, bei der eine gesellschaftlich so bedeutsame wie verantwortungsvolle Aufgabe an Menschen übertragen wird, die keine Erwerbsabsicht hegen, sondern freiwillig und solidarisch handeln.

Zeit ist bei Menschen, die das Pensionsalter erreicht haben oder die keine Erziehungs- oder Erwerbsarbeit leisten müssen, meist mehr als ausreichend vorhanden. Für viele von ihnen besteht in der Freiwilligenarbeit eine Möglichkeit, ihr Potential auf vielfältige Weise zu nutzen und dadurch Bestätigung zu erhalten. Dies gelingt besonders im Austausch mit Menschen, die auf fremde Hilfe angewiesen sind. Das Haushilfe-Modell der St.Galler Pro Senectute führt eine Tradition fort, die weit in die Geschichte der Organisation zurückreicht und von hier in die gesamte Schweiz ausstrahlte. Damals hatte sich ein einfaches und effektives Austausch-Modell etabliert: Jede erbrachte Haushilfestunde wurde vom Kunden mit einem symbolischen Betrag bar auf die Hand beglichen. Diese Zustände sind längst einer komplizierten Sozialversicherungsarithmetik zwischen «Leistungserbringer» und «Leistungsempfänger» gewichen – ein System, das durch die nichthinterfragte Teilhabe am Sozialstaat aber auch ein wichtiger Garant für eine gerechte Versorgung ist. Viele kantonale Pro Senectute-Sektionen haben die einst von ihnen erbrachte Haushilfe an Spitex-Organisationen abgetreten, die in den 1970er Jahren zwecks Deckung des wachsenden Pflegebedarfs auf den Plan traten und sukzessive damit begannen, auch die Haushilfe in ihren Tätigkeitsbereich zu übernehmen. Damit wurde dem Gebot der Professionalisierung und Rationalisierung im Gesundheits- und Sozialwesen entsprochen. Heute ist Pro Senectute St.Gallen (neben Pro Senectute Aargau und Thurgau, die mit Sozialzeit ähnlichen Modellen arbeiten) praktisch die letzte verbliebene Sektion, die sich diesen aufwändigen Dienst noch leisten will – und leisten kann.

Dass sie es kann, hat vor allem mit dem Zuspruch zu tun, auf den sie bei ihrer Kundschaft stösst. Pro Senectute ist die mit Abstand grösste Haushilfe-Anbieterin im Kanton St.Gallen. Auch wenn die Organisation professionelle Strukturen hat und die Engagierten gerade im Bereich Haushilfe über die gleichen Qualifikationen wie die Spitex-Mitarbeitenden verfügen, ist im Kern doch etwas von dem alten Austausch-Modell erhalten geblieben. Dies liegt in erster Linie am Sozialzeit-Engagement. Das Sozialzeit-Engagement setzt an Stelle gewöhnlicher Erwerbsbedingungen die Idee der Freiwilligkeit. Die Engagierten erhalten einen regulären Lohn, nicht weniger oder mehr als bei den meisten anderen Anbietern auf dem Markt. Der Unterschied besteht im Verpflichtungsgrad, der bei Pro Senectute so gering ist, dass der Verdienst kein Auskommen ermöglichen soll. Im Vordergrund steht der solidarische Gedanke wie er auch im Kommunitarismus Amitai Etzionis konzipiert und etwas moralisch strapaziert ist: Darin geht es um Bürgertugenden, Verantwortungsbewusstsein und die Stärkung der Gesellschaft (Etzioni 1995).

[33] Zur Diskussion über das Sozialzeit-Modell siehe auch Mäder 1988.

Das Sozialzeit-Engagement eckt auch an. Warum soll die Arbeit in der Haushilfe von über tausend Frauen erledigt werden, die das Geld doch eigentlich gar nicht brauchen? Warum überlässt man diesen Markt nicht Frauen in Voll- oder Teilzeiterwerb, die darauf angewiesen wären? Diese Einwände mögen ihre Berechtigung haben. Sie sind aber gegen die Vorteile abzuwägen, die das Sozialzeit-Engagement auszeichnen: Im Gegensatz zu anderen Anbietern kann die Pro Senectute ein echtes Bezugssystem anbieten, das heisst, die Betreuerin und die Kundin bilden ein auf Dauer eingestelltes Team. Der Verpflichtungsgrad ist trotz der postulierten Freiwilligkeit hoch, weil die Haushelferin eine angemessene finanzielle Anerkennung erhält.

Hier kommt ein weiterer Begriff ins Spiel, auf den es sich mit Blick auf das Sozialzeit-Engagement einzugehen lohnt. Die Rede ist vom Sozialkapital. Auf dieses Konzept beziehen sich zwei Theorien, die sich nicht widersprechen, aber unterschiedliche Akzente setzen. Mit «seinem» Sozialkapital fragt der US-Soziologie Robert D. Putnam nach Möglichkeiten der Wiederherstellung von verloren gegangener Solidarität und dem Vertrauen in das Funktionieren der Gesellschaft jenseits marktförmiger Logik. Freiwilligenarbeit wäre laut ihm ein wichtiges Indiz dafür, dass die Bürgerin und der Bürger, gewohnt, die Hände in den Schoss zu legen oder TV zu schauen und den Staat arbeiten zu lassen, wieder zivile Verantwortung übernehmen. Beim französischen Soziologen Pierre Bourdieu hat das soziale Kapital einen weniger affirmativen Beiklang. Es geht ihm darum, Zugehörigkeiten einzelner Akteure in Netzwerken zu beschreiben und damit deren Position im sozialen Raum zu bestimmen. Einerseits erreicht Bourdieu damit eine tiefenscharfe Analyse von Machtbeziehungen. Andererseits geht es auch darum zu verstehen, wie das in Netzwerke investierte Kapital auf symbolischer Ebene wirksam wird als ein Gefühl der Bestätigung und somit der Lebenszufriedenheit insgesamt.

Diese zuletzt angesprochenen Effekte sind in besonderem Mass bei den Sozialzeit-Engagierten aber auch deren Kundschaft zu beobachten. Das aktive Tun in Netzwerken ist für das subjektive Wohlbefinden und ein «erfolgreiches Altern» entscheidend (Höpflinger/Stuckelberger 1999:213-217). Das Haushilfe-Modell der St.Galler Pro Senectute versteht es hier auch, im Alter gelockerte oder längst gelöste Bindungen zu reaktivieren, weil die Haushelferinnen häufig aus der näheren Umgebung stammen. Auf eine Weise funktioniert es als eine «professionalisierte Nachbarschaftshilfe», wie das Stiftungsratspräsidentin Beata Studer-Lenzlinger umschreibt. Der zwischenmenschliche Aspekt ist zentral, zumal heute immer mehr nicht-medizinische Leistungen (wie eben Haushilfe) in den medizinischen Bereich (also Spitex) verschoben und damit stärker formalisiert werden.

Das ist nach wie vor eine Chance des Sozialzeit-Engagements à la Pro Senectute. Dennoch muss auch die Frage gestellt werden, welche Perspektiven sich hieraus ergeben. Mit ihrem Modell befindet sich Pro Senectute St.Gallen ziemlich allein auf weiter Flur. Ein Überleben auf Dauer ist, gerade angesichts von Trends wie Professionalisierung und Medizinalisierung, nicht ohne weiteres zu gewährleisten. Gleichzeitig wird weiterhin versucht, die Ressource Freiwilligenarbeit mit Erfindungen wie der Zeittauschbörse auszuschöpfen – ein Konzept, das sich erst noch bewähren muss. Wie sehen also die Perspektiven aus?

Vorab: das Sozialzeit-Modell kann nicht alles. Für die immer wichtiger werdende Pflege und Betreuung älterer Menschen wird die Spitex auch in Zukunft eine entscheidende Rolle spielen. Es muss allerdings auch gefragt werden, ob Ökonomisierung und Effizienzsteigerungen

67

hier die mittel- und langfristig richtigen Strategien darstellen, um den wachsenden Herausforderungen gerecht zu werden. Nachlassende (auch zwischenmenschliche) Betreuung ist zu befürchten. Damit erhöht sich möglicherweise auch der Druck auf stationäre Einrichtungen wie Altersheime oder Spitäler, was letztlich den gegenteiligen Effekt dessen hätte, was ursprünglich beabsichtigt war. Ein alternativer Ansatz, wie ihn das Sozialzeit-Modell darstellt, kann deshalb eine wichtige Ergänzung zum Bestehenden sein. Die freie Marktwirtschaft liebt das kompetitive Gerangel um das «bessere» Angebot, das sich immer gegenüber einem anderen durchsetzt. Es wäre jedoch ratsam, die Verantwortung in diesem Fall nicht einfach an eine fragwürdige Marktlogik zu delegieren. Sinnvoller als ein Entweder-Oder wäre ein Sowohl-Als-Auch, wie das auch von Altersforscher François Höpflinger erkannt wird:

«Gerade in einer demografisch alternden Gesellschaft wird es wahrscheinlich nicht möglich sein, über monetarisierte Arbeit alle Dienstleistungen bereit zu stellen und zu finanzieren, die unsere Gesellschaft braucht. Eine Ausdehnung der Sozialzeit – freiwillig oder unter Umständen obligatorisch – kann zukünftig notwendig sein, um die Pflege alter Menschen sowie aber auch die Betreuung nachkommender Generationen zu gewährleisten. Neue Modelle der Lebensarbeitszeit wie auch einer unbezahlten sozialen Arbeit oder von Eigenarbeit sind wichtige Elemente eines neuen Generationenvertrags, der auch die gesellschaftlichen Leistungen älterer Generationen unterstützt und fördert» (Höpflinger 2005:77f.).

Sozialzeit-Engagement ist keine Lösung für zentrale sozialpolitische Probleme, aber als Ergänzung zum bestehenden Angebot durchaus ernst zu nehmen. Das Modell des Sozialzeit-Engagement lässt sie sich auch auf andere Bereiche und weitere Projekte im sozialen Bereich ausdehnen. Hans Ruh betrachtet die Sozialzeit als Bürgeraufgabe, die sich mit der Pensionierung weiter entfalten kann. Hier könnte Pro Senectute wichtige Impulse vermitteln, gerade wenn es darum geht, neue Einsatzmöglichkeiten in sozialen, kulturellen und ökologischen Bereichen zu suchen, in denen die ältere Generation aufgrund lebenslanger Erfahrung viel zu geben hat.

Ammann, Herbert (2006): Der Prozess der zunehmenden Monetarisierung und seine Auswirkungen auf die Freiwilligenarbeit. In: Peter Farago und Herbert Ammann (Hrsg.): Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo.

Baumann, Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt/Main

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.

Berne, Eric (1967): Spiele der Erwachsenen. Reinbek: Rowohlt.

Böhm, Erwin (1999): Verwirrt nicht die Verwirrten. Neue Ansätze geriatrischer Krankenpflege. Wien: Psychiatrie-Verlag.

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Frankfurt: Suhrkamp.

Brandt, Oliver / Cornelissen, Waltraud (2004): Berufsfindung in einer geschlechterkodierten Welt. Praxistheoretische Ansätze können der Berufsbildungsforschung neue Impulse geben. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 22(4), S. 21-38.

Brunner, Dorothea (2005): Semesterarbeit am Institut für Strategie und Unternehmensökonomik, Universität Zürich.

Bundesamt für Statistik (BFS) 2008: Modul «Unbezahlte Arbeit». Schweizerische Arbeitskräfteerhebung. Neuchâtel

Casanova, Toni / Hafen, Heinz / Käser, Susi / Kaufmann, Martha Paula (1990): Haushilfe – eine Modellbeschreibung. Zürich: Pro Senectute Schweiz.

Cranach, Mario von (2008): Freiwilligkeit, Altruismus oder Egoismus? Zur Sozialpsychologie der individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung der Freiwilligenarbeit. In: Freiwilligkeit. Ursprünge, Erscheinungsformen, Perspektiven. Zürich: Seismo Verlag.

Enquete-Kommission «Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements» (2002): Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.

Etzioni, Amitai (1995): Die Entdeckung des Gemeinwesens – Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.

Evers, Adalbert (2007): Wenn Welten durcheinander geraten. Monetarisierung, bezahlte Arbeit und freiwilliges Engagement In: Ohne Moos nix los?! Wie viel Bezahlung trägt das bürgerschaftliche Engagement. Dokumentation zur Fachtagung des Johann Wolfgang Goethe-Instituts Frankfurt.

Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Frey, Bruno S. / Osterloh, Margit (2002): Managing Motivation. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler

Fritze, Agnès (2006): Der Sozialzeit-Ausweis – ein Instrument zur «Ökonomisierung» der Freiwilligenarbeit? In: Peter Farago und Herbert Ammann (Hrsg.): Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo.

Gensicke, Thomas / Klages, Helmut (2002): Wertewandel und bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Speyer: Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung.

Giddens, Anthony (1996): Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: Beck, Ulrich / Giddens, Anthony / Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/Main, S. 113-194

Gmür, Markus (2011): Bezahlte Freiwilligenarbeit – ein Widerspruch? Masterarbeit zur Erlangung der Würde eines Executive MBA in NPO-Management an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg Schweiz

Gneezy, Uri / Rustichini, Aldo (2000): Pay enough or Don't Pay At All. Quarterly Journal of Economics, August, p. 791-810.

Gorz, André (1989): Kritik der ökonomischen Vernunft. Berlin: Rotbuch Verlag

Habermas, Jürgen (1981): Theorie kommunikativen Handelns, Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp.

Helferich, Cornelia (2009): Die Qualität qualitativer Daten: Manual zur Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hillmann, Karl-Heinz (2007): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Höpflinger, François (2005): Arbeit in der zweiten Lebenshälfte – hin zu einer neuen Arbeitskultur. Schriftliche Fassung eines Vortrags vom 9. November 2005. Universität Zürich, Zentrum für Gerontologie.

Höpflinger, François / Bayer-Oglesby, Lucy / Zumbunn, Andrea (2011): Pflegebedürftigkeit und Langzeitpflege im Alter. Aktualisierte Szenarien für die Schweiz. Bern: Verlag Hans Huber.

Höpflinger, F./ Stuckelberger, A. (1999): Demographische Alterung und individuelles Altern (Nationales Forschungsprogramm NFP 32 Altern). Seismo Verlag, Zürich.

Isenring, Lotti (2006): Monetäre Anerkennung von Freiwilligen? Beobachtungen und Lösungsansätze aus der Praxis der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich. In: Peter Farago und Herbert Ammann: Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo Verlag.

Jakob, Gisela (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug: eine biographieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements. Opladen: Leske und Budrich.

Jakob, Gisela (2006): «Ohne Geld, aber nicht umsonst!» Freiwilligenarbeit braucht eine vielfältige Anerkennungskultur. In: Peter Farago und Herbert Ammann: Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo Verlag.

Jakob, Gisela (2007): Verdirbt Geld die Moral? – bezahltes Engagement von jungen Menschen. In: Ohne Moos nix los?! Wie viel Bezahlung trägt das bürgerschaftliche Engagement. Dok. zur Fachtagung des Johann Wolfgang Goethe-Instituts Frankfurt.

Käppeli, Silvia (2004): Vom Glaubenswerk zur Pflegewissenschaft, Geschichte des Mitleidens in der christlichen, jüdischen und freiberuflichen Krankenpflege. Bern: Verlag Hans Huber.

Keupp, Heiner (2007): Wie viel Bezahlung trägt das bürgerschaftliche Engagement? In: Ohne Moos nix los?! Wie viel Bezahlung trägt das bürgerschaftliche Engagement. Dokumentation zur Fachtagung des Johann Wolfgang Goethe-Instituts Frankfurt.

Maasen, Sabine / Weingart, Peter (2006): Unternehmerische Universität und neue Wissenskulturskultur. In: die Hochschule 1/2006

Mäder, Ueli (1999): Für eine solidarische Gesellschaft: was tun gegen Armut, Arbeitslosigkeit und Ausgrenzung? Zürich: Rotpunktverlag.

Mäder, Ueli (1988): Aufbruch im Alter: Ansätze. Zürich: Rotpunktverlag.

Madörin, Mascha (2007): Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. In: Denknetz - Jahrbuch 2007. S. 141-162

Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim/Basel: Beltz.

Münzel, Guido (2004): Das Umfeld, die Förderung und die Anerkennung der Freiwilligenarbeit in der Schweiz. In: Guido Münzel & Partner: Bericht zur Freiwilligenarbeit in der Schweiz. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

Nadai, Eva (2004): Der Lohn der Tugend. Zur Rationalisierung von Freiwilligenarbeit. In: Ammann, Herbert (Hrsg.): Freiwilligkeit zwischen liberaler und sozialer Demokratie. Zürich: Seismo Verlag.

Nadai, Eva et. al. (2005): Fürsorgliche Verstrickung – Soziale Arbeit zwischen Profession und Freiwilligenarbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Oesch, Thomas / Künzi, Kilian (2008): Zeitgutschriften für die Begleitung, Betreuung und/oder Pflege älterer Menschen. Bern: Studie z.H. Bundesamt für Sozialversicherungen.

Ruh, Hans (1995): Anders, aber besser. Die Arbeit neu erfinden – für eine solidarische und überlebensfähige Welt. Frauenfeld: Verlag Im Waldgut.

Ryser, Philipp (2011): Ökonomisierung einer gemeinnützigen Organisation und deren Deutung am Beispiel der Stiftung Pro Senectute in Basel. Basel: Friedrich Reinhardt Verlag.

Schelbert, Heidi (2006): Wissenschaft zwischen Autonomie, gesellschaftlichen Forderungen und den (unerwarteten) Folgen der Erkenntnis. In: Peter Farago und Herbert Ammann (Hrsg.): Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo.

Schilliger, Sarah (2009): Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime, in: Widerspruch, H. 56, S. 93-106.

Schilliger, Sarah / Greuter, Susy (2009): «Ein Engel aus Polen» – Globalisierter Arbeitsmarkt im Privathaushalt von Pflegebedürftigen, in: Denknetz Jahrbuch 2009, S. 151-163.

Schilliger, Sarah (2010): «Ich bin hier nur zu Besuch». Wie eine polnische Home-Care-Arbeiterin ein Leben zwischen Basel und der Heimat führt. In: Johannes Gruber, Ueli Mäder, Sarah Schilliger, Peter Streckeisen (Hrsg.): Basel von unten. 14. Porträts. Zürich: edition 8.

Schimank, Uwe / Volkmann, Ute (2008): Ökonomisierung der Gesellschaft. In: Maurer, Andrea (Hrsg.): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmidbauer, Wolfgang (2001): Hilfloze Helfer: über die seelische Problematik helfender Berufe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schmidt, Bernhard (2009): Weiterbildung und informelles Lernen älterer Arbeitnehmer. Bildungsverhalten. Bildungsinteressen. Bildungsmotive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schön-Bühlmann, Jacqueline (2005): Unbezahlte Pflegeleistungen von Privatpersonen und –Haushalten. In: Soziale Sicherheit CHSS 5/2005

Schüll, Peter (2006): Motive und Erwartungen von Freiwilligen. Eine Ernüchterung für Monetarisierungsbefürworter? In: Peter Farago und Herbert Ammann: Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo Verlag.

Schulz-Nieswandt, Frank und Köstler, Ursula (2011): Bürgerschaftliches Engagement im Alter. Hintergründe, Formen, Umfang und Funktionen. Stuttgart: W. Kohlhammer.

Siegenthaler, Hansjörg (2006): Unentgeltliche Arbeit in einer monetarisierten Welt. In: Peter Farago und Herbert Ammann: Monetarisierung der Freiwilligkeit. Zürich: Seismo.

Spescha, Plasch (1987): Arbeit – Freizeit – Sozialzeit. Sozialethische Handlungsorientierungen. In: H. Ringeling / M. Svilar (Hrsg.): Die Zukunft der Arbeit. Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern. Bern: Berner Universitätsschriften 34.

Stadelmann-Steffen, Isabelle / Traunmüller, Richard / Gundelbach, Birte / Freitag, Markus (2010): Freiwilligen-Monitor Schweiz 2010. Zürich: Seismo Verlag.

Stegbauer, Christian (2011): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren. Berlin: Suhrkamp.

Voß, G. Günther/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der «Ware Arbeitskraft»? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50, S. 131-158

Watzlawick, Paul (1990): Menschliche Kommunikation. Bern: Hans Huber Verlag.